

Lübbeder Volksbote

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Der „Lübbeder Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Abonnementspreis vierteljährlich 2.40 Mk., monatlich 80 Pfg.

Redaktion und Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46
Fernsprecher Nr. 926

Die Anzeigengebühr beträgt für die sechsgespaltene Zeile oder deren Raum 30 Pfg., Veranlagungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 20 Pfg., auswärtige Anzeigen 35 Pfg. — Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größerer früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 220.

Mittwoch, den 19. September 1917.

24. Jahrg.

Das alldeutsche Ultimatum an Michaelis.

Der Sturz Bethmanns wurde in der gesamten alldeutschen Presse wie ein großer Sieg an der Front gefeiert. Der neue Kanzler Michaelis wurde mit schallendem Jubel begrüßt, und ehe er noch den Mund hatte auf tun können, ehe er sich das erstmal in den Kanzlerstuhl setzte, als starker Mann, als Deutschlands Hoffnung und Retter bezeichnet. Seitdem verging kein Tag, an dem nicht die Alldeutschen dem Kanzler einen ganzen Waschkorb voll Telegramme ins Haus schickten, und ihm ihr Vertrauen zu seiner Person und ihren Wunsch nach einer ausgesprochenen Eroberungspolitik ausdrückten.

Mit diesem Herandrängen an den neuen Kanzler, den man wohl für politisch naiver hielt, als er wirklich ist, dachten die Alldeutschen ihn für ihre Zwecke einzufangen. In genau derselben Weise hatten sie nach Bülow's Sturz Bethmann-Hollweg angehimelt und lobgepriesen. Die Herrschaften machen bei jedem neuen Kanzler denselben Versuch, ihn durch Schmeicheleien an sich zu locken; mißlingt das Wagnis, ist zum Schimpfen immer noch Zeit, und auch darin leisten die Alldeutschen ganz hervorragendes.

Nach dieser ihrer alten bewährten Methode pöppelten sie also Herrn Michaelis auf. Wie Erikönig klüsteren sie ihm zu:

Komm, holder Knabe, spiele mit mir!
Gar schöne Spiele spiel ich mit dir.

Über da Herrn Michaelis das alldeutsche Spiel mit dem Feuer gar zu brenzlich erschien, fangen jetzt die Alldeutschen an, ihm zu drohen. „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“ Die „Deutsche Tageszeitung“ veröffentlicht einen Artikel in Form eines Ultimatums. Er stellt an Michaelis die peinliche Frage: „Hat man verzichtet?“ Die Gerüchte, so wird auseinandergesetzt, daß die Reichsregierung auf Oberherrschafft und tatsächliche Kontrolle über Belgien verzichtet habe, nehmen immer bestimmtere Formen an. In einem Kronrat der vergangenen Woche sei in Gegenwart des Kaisers ein dahingehender Beschluß gefaßt worden. „Ungeachtet des Wachstums der „ohnehin schon bestehenden starken Unruhe in der Bevölkerung“ wird von der Regierung sofortige klare Auskunft gefordert, ob diese Gerüchte in der Sache zutreffen.

Die „Deutsche Zeitung“ wird noch derber. Sie behauptet, auf eine versteckte Anfrage Englands habe die deutsche Regierung geantwortet, daß sie an Belgiens Schicksal kein Interesse mehr nähme. Die Anfrage sei zweifeltlos gestellt und sehr ernsthaft behandelt worden. Jetzt müsse es sich entscheiden, ob die Regierung die deutsche Zukunft für eine „freundliche Grimaße Englands“ verkaufen wolle. Werde „unser wichtiges Kriegsziel“ in dem Augenblick aufgegeben, in dem Englands Anfrage die Nähe des deutschen Sieges beweise, dann würde „die Verantwortung dafür einzig und allein der politischen Leitung des Reiches zufallen, in erster Linie Herrn Dr. Michaelis, der selbst lösend erklärt hat, er werde sich die Führung nicht aus der Hand nehmen lassen.“ Und drohend schließt das alldeutsche Ultimatum:

„Sind die Gerüchte richtig, die deutsche Regierung habe ein Desinteressement an Belgien, also an der deutschen Zukunft, erklärt oder wolle es erklären? Ja oder nein?“

Es ist natürlich ganz selbstverständlich, daß die deutsche Regierung eine solche Erklärung nicht beabsichtigt, und daß keine Anfrage Englands eingegangen ist, hat die deutsche Regierung schon mehrfach erklärt. Trotzdem steht es fest, daß wichtige Beratungen der Reichsleitung in der vergangenen Woche stattgefunden haben und in der Sache zum Abschluß gelangt sind. Der Krieg ist für Deutschland bekanntlich von Anfang an ein reiner Verteidigungskrieg gewesen. Kriegsziele hat es infolgedessen niemals gehabt. Die Regierung hat sich darauf beschränkt, zu erklären, daß sie jederzeit zu Friedensverhandlungen und zu einem ehrenvollen Ausgleich bereit sei. Besonders deutlich und eindrucksvoll wurde diese Friedensbereitschaft im Friedensangebot vom 12. Dezember 1916 zum Ausdruck gebracht.

Das hat aber der Welt nicht genügt. Die höchst mißtrauischen Völker der feindlichen Länder vermuteten hinter dem Schweigen über die konkreten deutschen Friedensbedingungen eine besondere Hinterlist und Lüge und nannten deshalb das Friedensangebot eine „Friedensfalle“. Da wurde der Reichstag am 19. Juli deutlicher und stellte sich auf den Standpunkt des Friedens ohne Annexionen und Entschädigungen, erteilte den Gedanken der erzwungenen Landabtretung oder der politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Vergewaltigung eine unzweideutige Absage. Wieder wie beim Friedensangebot war das ganze deutsche Volk überzeugt, nun müßten die Feinde doch endlich einsehen, daß Deutschland keine Eroberungspläne hege. Aber die feindlichen Staatsmänner, die zur Erreichung ihrer Eroberungsziele den Krieg um jeden Preis verlängern möchten, rebeten ihren Völkern ein, das Botum des Reichstages habe nichts zu bedeuten, und die allein maßgebende Regierung in Deutschland schweige!

Da diese Verhöhnung von den Alldeutschen eifrig unterstützt wurde, ist die Regierung nunmehr gezwungen, konkret zu reden. Das mußten die maßgebenden Männer der

Reichsregierung sich erst untereinander darüber einigen, was sie für die Wahrung des deutschen Landes und der deutschen Entwicklungsfreiheit in der Zukunft für unentbehrlich hielten.

Diese Verständigung ist erfolgt, und das Loben der Alldeutschen zeigt, daß sie ganz im Sinne des Reichstagsbeschlusses vom 19. Juli ausgefallen sein muß. Die Antwortnote an den Papst wird darüber eine gewisse Klarheit schaffen. Eine vollständige allerdings schwerlich, da sie in der gewundenen und vorsichtigen Diplomatensprache abgefaßt ist. Sachlich aber wird bald kein Zweifel mehr darüber bestehen dürfen, daß die deutsche Regierung an keiner Forderung festhalten will, die irgendwie als Vergewaltigung Belgiens er-

scheinen könnte. Alles wird dann darauf ankommen, daß diese Stellungnahme den Völkern des feindlichen Auslandes so geschickt und nachdrücklich zum Bewußtsein gebracht wird, daß jede Verdrehungskunst der Lloyd George und Ribot daran scheitert.

Jeder Ausgleichsriede brächte die Entente ministere an den Galgen, weil sie ihn schon 1916 haben konnten und zurückgewiesen haben. Nur durch die Entente völkere kann die Friedensbereitschaft der feindlichen Staaten herbeigeführt werden. Auf sie zu wirken ist die Aufgabe der deutschen Politik. Die Ragenmusik, mit der die Alldeutschen diese politische Taktik begleiten werden, wird zwar sehr mißtönend, aber desto bedeutungsloser sein.

Die Kriegslage.

In Flandern setzten die Engländer die Taktik starker Feuerüberfälle ohne anschließende Infanterieaktionen fort. Am 17. September folgte nur dem Trommelfeuer auf die deutschen Stellungen im Herenthager-Walde ein Infanterieangriff, der im Gegenstoß abgewiesen wurde. Auch am 18. September ließen die Engländer 6 Uhr morgens ein Ypern-Bogen dem schlagartig einsetzenden stärksten Trommelfeuer keinen Infanterieangriff folgen. Die Fliegertätigkeit war beiderseits rege. Ein vor Ostende kreuzendes englisches Seeflugzeug wurde durch Artilleriefeuer brennend zum Absturz gebracht.

Im Artois und auch bei St. Quentin war die Feuer-tätigkeit zeitweise lebhafter. Auch an der französischen Front verlief der Tag ohne bedeutsame Ereignisse. Es kam lediglich zu Patrouillen-Unternehmungen und Verfeldgefechten.

An der Aisne-Front wurden Gefangene eingebracht. Französische Patrouillen wurden nördlich Prosnos und in den Argonnen durch Handgranaten vertrieben. Ein französischer Vorstoß in Stärke von mehreren Kompagnien aus dem Fosses-Walde auf dem östlichen Maas-Ufer scheiterte völlig. Bei einem deutschen Stoßtrupp-Unternehmen westlich Apremont wurden außer 20 Gefangenen noch zahlreiche Grabenwaffen eingebracht.

An der Ostfront war außer Artilleriefeuer und Patrouillengefechten die Kampftätigkeit nur westlich des Sereth rege. Bei Varnita griffen die Rumänen mehrere Male vergeblich an. Der erste Angriff brach 4 Uhr nachmittags im deutschen Abwehrfeuer blutig zusammen. Gegen Abend griffen die Rumänen an den gleichen Stellen noch zweimal hintereinander an, ohne besseren Erfolg. Auch nördlich Muncelul scheiterte ein schwächerer russisch-rumänischer Angriff.

Die Heeresberichte.

WTB. Berlin, 18. September, abends. (Amtlich.)
In Flandern starker Artilleriestampf östlich und südlich von Ypern. Vor Verdun nachmittags aussehende Geschäftstätigkeit östlich der Maas.
Vom Osten nichts Neues.

Wien, 18. September. (Amtlich.)
Auf der Hochfläche von Bainizza wurden vereinzelt, nach starker Artillerievorbereitung unternommene feindliche Vorstöße abgewiesen.
Vom östlichen und südöstlichen Kriegsschauplatz ist nichts zu melden.

Frankreich und Belgien.

Französische Sozialisten im Nichtsgefreit.
Nach dem „Temps“ entstanden in der Sitzung der Minderheit der Sozialistpartei zur Vorbereitung des Kongresses der Minderheit lebhafteste Meinungsverschiedenheiten. Coriot, Rappoport, Bourderon und Alexandre sprachen gegen die Beteiligung der Sozialisten an dem Ministerium und gegen die Kriegskredite. Longuet und Desepine erklärten sich für letztere, solange Frankreich den Verteidigungskrieg führe und Nordfrankreich und Belgien vom Feinde befreit seien, und Longuet für die Beteiligung der Sozialisten an der Regierung, falls sie dadurch ihre Meinung in der Friedensfrage zur Geltung bringen könnten. Vermittlungsversuche zwischen den Richtungen mißglückten. Der Ausichuß soll eine, beiden Seiten annehmbare, Entschlieung ausarbeiten.

Amtliche Drohungen gegen die Friedensbewegung in Frankreich.

Gestern nachmittag wurde folgende Erklärung des Ministeriums in der Kammer verlesen: Die Stunde eignet sich weder zu langen Reden, noch für lange Programme, alle materiellen und moralischen Kräfte der Nation für den entscheidenden Augenblick des Ringens zusammenzufassen, ist eine Pflicht,

welcher die Regierung sich ganz und gar widmen will. Der Krieg, der sich immer länger hinzieht, verlangt von allen völlige Selbstverleugnung und größten Opfermut. Je mehr wir uns dem Ende nähern, desto mehr wird die moralische Widerstandskraft der Nation ein ausschlaggebendes Mittel des Sieges werden. Gerade gegen diese moralische Widerstandsfähigkeit erklären unsere Feinde, die uns auf den Schlachtfeldern nicht besiegen können, ihre Angriffe verdoppeln zu wollen. Die Sache der Regierung ist Wachsamkeit gegen diese hinterlistigen Unternehmungen und Energie gegenüber denjenigen, die diese Unternehmungen unterstützen würden, zu verdoppeln. Die Gerechtigkeit wird in den bereits eröffneten Untersuchungen ebenso wie in denen, die folgen könnten, ihren Weg ohne Zaudern, ohne Schwäche und ohne Rücksicht auf die Stellung irgend jemandes verfolgen. Wer sich zum Mitschuldigen des Feindes macht, muß die Strafe der Gerechtigkeit fühlen. Die Regierung zählt auf die Vaterlandsliebe aller und auf die Selbstbeherrschung der öffentlichen Meinung, damit die Gerechtigkeit ihr Werk in Ruhe und Würde vollbringe und unvorlässige Verallgemeinerungen, eigenmächtigen Bestrebungen und heftigem Meinungsstreit der Parteien entrückt bleibe.

Die französischen Mehrheitssozialisten und der Friede.

Der bisherige sozialistische Minister Thomas erklärte dem Pariser „Obrerver“-Korrespondenten gegenüber, daß die Mehrheit der Kammerfraktion Frieden nur von einer energischen Kriegführung erwarte. Im übrigen verwies Thomas auf den bevorstehenden Sozialistenkongress in Bordeaux dessen Hauptaufgabe sein werde, die Grundzüge für ein wahrhaft nationales Programm festzulegen, dessen Umrisse gegenwärtig nicht sichtbar seien. Dieser Mangel werde aber vorläufig nicht verhindern, daß Thomas und Genossen das Ministerium Painleve in allen Landesverteidigungsangelegenheiten nach Kräften unterstützen würden.

Von einem Verständigungsfrieden haben Thomas und Genossen wohl noch niemals etwas gehört? Wenn das der Fall wäre und wenn sie sich dessen bewußt wären, daß es die selbstverständliche Pflicht eines Sozialdemokraten ist, für einen solchen Frieden zu wirken, dann könnten sie nicht einen solchen Standpunkt einnehmen.

Rußland.

Auflösung der Duma?

Unser Stockholmer Mitarbeiter erfährt aus guter Quelle, daß die erste Handlung der neuen russischen Regierung die Auflösung der vierten Duma sein wird, da diese durch das Kornilow-Komplot stark kompromittiert ist.

Die Lebensmittelnot in Finnland.

Ein amtlicher Bericht des schwedischen Generalkonsuls in Helsingfors an das Auswärtige Amt in Stockholm warnt die Reisenden davor, ohne zwingende Ursache die finnische Hauptstadt zu besuchen. Die Vorräte an Brot und Mehl seien dort minimal und die Erlangung ausreichender Lebensmittel sehr zweifelhaft.

Ueber Kornilow

laufen die widersprechendsten Meldungen um. Heute wird von Reuter gemeldet, daß er mit 23 Generalen und Offizieren verhaftet und in einem Hotel interniert sei. Dagegen berichtet „Telegraf“ aus Petersburg, daß Kornilow bis zur Befehlsübernahme durch Mgejew auf Befehl Kerenskis die Operationen wieder leiten soll. So geht es mit den Meldungen hin und her und jeder Leser darf nur glauben, was ihm beliebt.

Der Kojalengeneral Kalebin

ist von seiner Stellung als Hetmann der Don-Kojaken zurückgetreten. Angeblich sollte er gefangen genommen sein.

Finnland und Rußland.

In Helsingfors hat der Generalgouverneur die russische Zivilbevölkerung aufgefordert, halbmilitärisch nach Ruß-

Land überzudeckeln, weil die finnischen Behörden sich weigern, den russischen Bürgern Brotkorn auszuliefern.

Muß man hiernach schlussfolgern, daß der Konflikt zwischen Rußland und Finnland schärfere Formen angenommen hat, so spricht nachstehende Meldung der Petersburger Telegraphen-Agentur dagegen:

Die Abordnung des finnischen Senats besuchte Aerensti, um der Regierung für die Erweiterung der durch die Akten vom 12. September gewährten Rechte auf die Selbstverwaltung zu danken. Sie versicherte dem Ministerpräsidenten, daß die Finnländer im politischen und wirtschaftlichen Leben mit der russischen Volks zusammengehen.

Italien.

Gegen die Friedensbewegung

geht man nun anscheinend auch in Italien mit Gewalt vor. In Turin, Mailand und Florenz sind mehrere hundert Verhaftungen vorgenommen, die mit einer entdeckten Friedensbewegung im Zusammenhang stehen sollen.

Ausdehnung der Kriegszone.

Durch ein Dekret vom 14. September werden die Provinzen Alexandria, Genua und Turin angehörs ihres militärischen Charakters in die Kriegszone einbezogen.

Allerlei Kriegsnachrichten.

Feindliche Tütere über Südwestdeutschland.

WB. Berlin, 18. September. (Amtlich.) Unsere Gegner unternahmen am 16. September mehrere Bombenflüge gegen das süddeutsche Heimatgebiet. Es wurden angegriffen: Stuttgart, Tübingen, Freudenstadt, Oberndorf, St. Ingbert, Saarbrücken und Colmar. Bei Stuttgart wurde ein Soldat leicht verletzt. In Freudenstadt und Colmar entstand Gebäudeschaden. Alle übrigen Angriffe verursachten weder Verluste an Toden und Verwundeten noch Sachschaden. Drei der feindlichen Flugzeuge wurden innerhalb des Heimatgebietes abgeschossen.

Die Friedensbestrebungen des Papstes.

Wie dem „Berliner Tageblatt“ aus dem Haag gemeldet wird, soll nach dem Mailänder Korrespondenten des „Daily Telegraph“ der Vatikan die deutsche und österreichische Antwort auf seine Note empfangen haben. Man erwartet neue und überraschend weitgehende Vorschläge.

Die „Daily Mail“ meldet aus Rom: Zwischen dem Papst und Wilson hat ein eingehender telegraphischer Meinungsaustausch stattgefunden. Das Ergebnis soll dem Papst sehr befriedigen und seine Umgebung in dem Glauben bestärken, daß weitere wichtige Schritte des Papstes in der Friedensfrage bevorstehen.

Erklärung der deutschen Regierung zur Lurzburg-Affäre.

Rolfs Bureau berichtet: Der „Bosnischen Zeitung“ zufolge veröffentlicht die Stockholmer Zeitung „Nya Dagligt Allehanda“ eine Erklärung der deutschen Regierung in Angelegenheit der Despatches des Grafen Lurzburg, die folgenden Wortlaut hat: Die kaiserliche Regierung beklagt, daß der schwedischen Regierung infolge ihrer dankenswerten Vermittlung von Telegrammen zwischen deutschen Gesandten im Ausland und dem Auswärtigen Amt Unannehmlichkeiten entstanden sind. Die Regierung beklagt weiter, daß der Vertreter in Buenos Aires derartige Telegramme unter Verletzung der schwedischen Vermittlung abgefaßt hat. Die Regierung hat, sobald ihr der Fall bekannt wurde, ihre Vertretungen im Ausland ausdrücklich angewiesen, dafür zu sorgen, daß alle Versuche, die königlich schwedische Regierung in Verbindung mit dem Inhalt der vermittelten Schlüsseltelegramme zu bringen, zurückgewiesen werden. Gleichzeitig betont die kaiserliche Regierung ihrerseits, daß die schwedische Regierung keine Kenntnis von dem Inhalt dieser Telegramme gehabt hat.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Die Telegraphiererei.

Hindenburg, der am 2. Oktober 70 Jahre alt wird, hat sich alle Telegramme und Feiern verboten. Wer ihn ehren wolle, solle Kriegsanleihe zeichnen, wenn er es dazu hat oder sonst in Arbeit seine Schuldigkeit tun. Für Feste sei die Zeit nicht da.

Sehr vernünftig! Aber aus den gleichen Gründen wäre zu wünschen, daß die ewige Telegraphiererei unterbleibe. Jeder Stammtisch, der sich auch ohne die patriotisch zu erweisen vermag, drachtet an Gott und die Welt, an Kaiser, Kanzler und Hindenburg, an den Landesfürsten und ein paar Generale, und jeder, der antelegraphiert wird, schickt eine Antwort. Alle diese Antworten, insbesondere die an die Herren von der deutschen Vaterlandspartei, welche sich mächtig über den Reichstag aufregen, sind sehr sorgfältig piliiert. Man kann keinem dieser Antwort-Telegramme nachsagen, daß es gegen den Reichstag oder gegen den Friedenswillen des Volkes gerichtet wäre. Aber auf der anderen Seite werden alle diese Telegramme natürlich von ihren Empfängern so ausgelegt, als ob die hohen und höchsten Herrschaften, das Hauptquartier und die gesamte Regierung, auf ihrer Seite gegen den Reichstag ständen. Würde ein solcher Eindruck allgemein, so wäre er im Interesse Deutschlands sehr zu bedauern. Unter diesen Umständen läten alle politischen Zeitungen gut, dem Beispiel zu folgen, das die „Berliner Morgenpost“ heute in einer redaktionellen Erklärung gibt: Sie verzichte von jetzt an auf die Veröffentlichung der telegraphischen Korrespondenz mit den pp. Stammtischlern. Diesem Censur wird man um so eher folgen dürfen, als die Antwort-Telegramme augenscheinlich einen politischen Inhalt nicht haben sollen.

Nationalliberale als alldemokratisches Werkzeug.

Der Geschäftsführer der Nationalliberalen Partei hat kürzlich eine Erklärung gegeben:

in der es heißt: „Wir begrüßen die unter dem Vorstiz des Großadmirals v. Tirpitz begründete Deutsche Vaterlandspartei auf das wärmste und empfehlen unsern Parteifreunden dringlichst, sich diesem Bunde anzuschließen.“

Das „Berliner Tageblatt“ bemerkt zu diesem Entschluß: „Diese Kundgebung ist recht bemerkenswert, denn sie richtet sich letzten Endes gegen die Politik der nationalliberalen Reichstagsfraktion. Dr. Stresemann hat noch zu Bethmann Hollwegs Zeiten ausdrücklich im Namen der Partei erklärt, daß die innerpolitischen Reformen noch während des Krieges vorgenommen werden müßten. In dem programmatischen Gründungsaufruf der „Deutschen Vaterlandspartei“ ist aber folgender Satz besonders auffallend: „Mag der einzelne zu den innerpolitischen Streitfragen stehen wie er will, die Entscheidung hierüber ist der Zeit nach dem Kriege vorbehalten.“ Darin liegt ein Widerspruch zwischen den Anschauungen der Nationalliberalen und der „Vaterlandspartei“, der nicht zu überbrücken ist. Oder bereitet sich bei den Nationalliberalen ein politischer faktischer Geisteswandel vor, der allerdings in einigen jüngst erschienenen Artikeln Stresemanns schon herauszutreten scheint?“

Wir würden uns über diesen Geisteswandel nicht wundern, da er ja bei den Nationalliberalen nichts Neues ist. Deshalb läßt uns auch die zukünftige innerpolitische Haltung dieser Partei völlig kühl. Nicht so gleichgültig aber kann man der Haltung und den Reden der Nationalliberalen zur Friedensfrage gegenüberstehen, weil das Ausland in Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse die nationalliberalen für eine bedeutende Partei hält. Und da muß auf das schärfste Front gemacht werden gegen eine Rede Stresemanns in Kassel. Er äußerte dort seine Auffassung über die Gesamtlage dahin, daß an einen Frieden zu denken noch nicht zu denken sei. Zwar sei England, das den Weltkrieg heraufbeschworen, durch den verschärften U-Boot-Krieg so fürchtbar mitgenommen, daß Dr. Lohmann in Bremen, der Inhaber der Ocean-Reederei und andere Sachverständige in Hamburg und anderen Hansestädten auf das bestimmteste versichert haben, daß England am Ziel seiner Kräfte bereits angekommen sei; nichtsdestoweniger wäre es höchst töricht, wenn das deutsche Volk schon jetzt auf das erste englische Friedensangebot irgendwie reagieren wollte. Der Kaufmann, der seiner Sache nicht sicher sei, nehme die erste Offerte grundsätzlich an. Deutschland sei aber seines Sieges durchaus sicher, das habe Hindenburg so oft betont, das beweise die Kriegskarte, und Deutschland habe keinen Anlaß, jetzt etwas zu tun, was schon in aller Kürze die Engländer dringender und für uns günstiger wiederholen werden. Er sagte seine Ausführungen dahin zusammen, daß jetzt nichts anderes zu tun sei, als daß zunächst das deutsche Volk die Unverschämtheiten Wilsons darüber beantworte, daß es eine glänzende Wilsonskriegsanleihe zeichne.

Es ist einfach unerhört, daß ein angeblühender deutscher Politiker die Frage des Friedensabchlusses mit dem Abschluß eines kaufmännischen Geschäfts vergleicht und mit dem Gedanken der Ablehnung eines Friedensangebots spielt. Ist sich der Herr der Tragweite seiner Worte bewußt gewesen, dann hat er mit seinen Ausführungen ein direktes Verbrechen am deutschen Volke und an der Menschheit begangen.

Ein kaum glaubliches Geschäftsgebahren einer Kriegsgesellschaft.

Von einem Reichstagsabgeordneten wird der „Liberalen Korrespondenz“ geschrieben:

„Die Geschäftspraxis der Kriegsgesellschaften gibt immer aufs neue zu erregten Beschwerden Anlaß, weil sie im Bewußtsein ihrer Monopolstellung den Abnehmern Bedingungen vorschreiben, die mit den Handelsgebräuchen, wie sie sich zur Wahrung der berechtigten Interessen beider Teile im Frieden zweimäßig gebildet haben, in schroffem Widerspruch stehen. So wird uns aus Kreisen des Lederhandels mitgeteilt, daß die Reichslederhandelsgesellschaft ihnen bestimmte Mengen von Erbsäulen — Sperrholzbohlen — zu recht hohen Preisen zuteilt, und wenn diese sie nicht abholen können, den unverkäuflichen Rest grobmittig zu drei Fünfteln des berechneten Preises zurücknimmt. Das heißt: der Händler soll an jeder von ihm gar nicht gewünschten, sondern ihm zugeworfenen Sache 40 Prozent verlieren — ungerechnet seine sonstigen auf dem Geschäft lauernden Speien. Ein solches Verfahren der Kriegsgesellschaft schadet allem Handelsgebrauch ins Gesicht, und es muß dringend verlangt werden, daß sie sich andere Geschäftsgepflogenheiten angewöhnen. Wenn ihm so etwas zugemutet wird, mag der Händler schließlich die Bude zu, und an bureaukratischer Verteilung haben wir nun gerade genug.“

Die Kriegsgesellschaften haben sich in der Tat manchmal eine Geschäftspraxis angeeignet, die als kaum glaublich bezeichnet werden muß. Es wird die höchste Zeit, daß hier einmal recht gründlich mit dem eisernen Besen ausgekehrt wird.

Reichsstelle für Seefischerei.

In der „Deutschen Fischereizeitung“ fordert der Direktor der Fischereihafen-Betriebsgenossenschaft Geestmünde eine amtliche Reichsstelle für die Seefischerei, die entweder dem Reichsamte des Innern oder dem neuen Reichswirtschaftsamte anzuschließen wäre. Die komplizierten Fragen könnten nicht von einer privaten Vereinigung gelöst werden, auch nicht vom einzelnen Bundesstaat, sondern nur von einer zentralen Reichsstelle. Den mannigfachen örtlichen Vereinen und dem Deutschen Seefischereiverein bliebe auch weiterhin ein erprobtes Feld der Tätigkeit, jedoch sei als Mittelpunkt eine amtliche Reichsstelle notwendig.

Die wirtschaftlichen Reichsstellen haben zum großen Teil bei der Bevölkerung allen Kredit verloren, da die erwartete gute Regelung der im Bereich dieser Reichsstellen liegenden wirtschaftlichen Fragen zumeist ausblieb. Dazu kam noch die unverhältnismäßig teure Geschäftsführung solcher Reichsstellen. Unser Karlsruher Parteistatt liesterte in diesen Tagen zu diesem Kapitel einen bemerkenswerten Beitrag. Zu einer Polemik wegen der Gründung einer Lederprüfstelle sagt das genannte Parteiorgan, daß der Geschäftsführer, der nebenbei sein Geschäft betreibt, das ihm jährlich einige hunderttausend Mark Gewinn abwirft, als Geschäftsführer der Gesellschaft im Ministerium 50 000 Mk. — 2 Prozent des Umlages — hochwacht, während er bedeutend mehr verdient. Wörtlich heißt es dann weiter:

„Es ist nicht wahr, daß der Geschäftsführer aus diesem Einkommen die Geschäftskosten zu bezahlen hat. Keinen Pfennig hat er für Löhne, Gehälter, Miete usw. zu bezahlen. Beträgt doch die Miete allein 35 000 Mk. Bedenkt man, daß es in ganz Deutschland 24 solcher Lederprüfstellen gibt, so ergibt man einen Betrag von den enorm hohen Summen, die allein für die Geschäftsführung solcher Stellen ausgegeben werden. Braucht man sich da noch zu wundern, wenn die Ausgaben der Militärverwaltung für Leder und was damit zusammenhängt, so ungeheuer groß sind? Der Kosten des Geschäftsführers dieser Gesellschaft wäre mit 10 bis 12 000 Mark reichlich bezahlt. Der Krieg wird doch nicht geführt, um die Industriellen zu Milliardären zu machen? Was müßten denn die großen Heerführer und unsere Staatsmänner erhalten, wenn ein Dugendmensch, den der Zufall zum Inhaber eines Militärlieferungsgeschäfts gemacht hat, nebenher jährlich 60 bis 80 000 Mk. „verdienen“ kann? Begeißelt man denn die Ungeheuerlichkeit nicht, die darin liegt, daß so etwas überhaupt möglich ist? Was sollen denn die zehntausende Dienstpflichtigen sagen, die einfach kommandiert werden? Was unsere Soldaten und Offiziere, die mit Leib und Leben für das Vaterland einstecken müssen, wenn zu Hause Unabkömmliche solche Rieseneinnahmen neben ihren Millionenverdiensten machen können? Dieses Geschwür der Kriegsgesellschaften muß endlich aufgestochen werden, so kann und darf das nicht weitergehen!“

Vielerlei Maß im geeinten Deutschland.

Der heftige Landtagsang. Gen. Adelsinger forderte folgende dringende Anfrage an die heftische Regierung: „Während in den umliegenden preussischen Städten die zur Verteilung gelangende Fleischmenge ständig 250 Gramm pro Kopf und Woche betrug, konnte in den heftischen Städten nicht einmal die Hälfte gegeben werden. In Mainz wurde unter Zuhilfenahme von gepartem Gefrierfleisch nur ein Wochenquantum von 125 Gramm erreicht. In den benachbarten bayerischen Städten wurden dagegen 250 Gramm frisches Fleisch gegeben. Auch in der nächsten Zeit scheint keine Milderung einzutreten. Ist die heftische Regierung nicht imstande, bei den Reichsinstanzen durchzusetzen, daß eine gleichmäßigere gerechtere Fleischbelieferung erfolgt? Hesse erfüllt seine Verpflichtungen, Gemüse, Obst, Kartoffeln und Milch an außerheftische Bezirke zu liefern, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit. Es müßte dieserhalb auch zu erreichen sein, daß es nicht in der Fleischbelieferung ständig benachteiligt wird.“

Protest gegen Erhöhung der Kartoffelpreise.

Die Reichsartoffelstelle hat neuerdings bestimmt, daß außer dem ursprünglichen Höchstpreis für Kartoffeln eine Schnelligkeitsprämie sowie Kilometergelder bezahlt werden sollen, die den Erzeugerhöchstpreis von 5 Mk. für den Zentner auf etwa 6 Mk. erhöhen. Die Nahrungsmittelkommission in Mainz war einstimmig der Ansicht, daß ein berechtigter Grund für solche Zuschläge nicht vorliege, daß vielmehr der ursprüngliche Erzeugerhöchstpreis mit 5 Mk. für den Zentner ausreichte sei. Auf Beschluß der Nahrungsmittelkommission wurde ein dringendes Telegramm an das Ministerium in Darmstadt und an das Kriegsernährungsamt in Berlin abgefaßt, in denen energig Protest gegen jede weitere Verteuerung der Kartoffeln erhoben wurde.

Schweden.

Eine Rede Brantings. In Stockholm sprach am Sonntag Branting in einer großen sozialistischen Versammlung unter freiem Himmel gegen das Vorgehen der schwedischen Regierung in der argentinischen Angelegenheit. Er betonte, daß die bisherigen Maßnahmen, der Eintritt des Gesandten Löwen und des Kabinettssekretärs Ewerlöf, nicht genügt, da die Verantwortung für das Geschehene nicht bei untergeordneten Beamten, sondern bei der Leitung selber liege. Man müsse eine gründliche Milderung verlangen, sobald Ereignisse, wie die eben vorgefallenen, sich nicht wiederholen könnten. Nach seien die Wahlergebnisse nicht abgeschlossen, aber die Niederlage der Rechten stehe fest. Sie werde die kleinste Partei im Lande werden. Die Regierung werde die Folgen daraus ziehen und zurücktreten müssen. Gleichzeitig fand eine große liberale Wählerversammlung statt, in der Professor Eden gleichfalls gegen die Leitung der auswärtigen Politik in Schweden sprach und eine dahingehende Resolution angenommen wurde.

Am Sonntag veranstalteten die Sozialisten eine Demonstration gegen die Geheimdiplomatie. Die Kundgebung verlief ohne Zwischenfall. Branting führte den Zug an. Unter den Fahnen fiel eine mit der Aufschrift „Nieder mit der Geheimdiplomatie“ auf. Die Linksozialisten nahmen nicht offiziell daran teil, weil sie die ganze Kundgebung als eine Wahlkampagne für die Rechtssozialisten betrachteten. Schließlich wurde eine Entschlebung abgefaßt, in der ein tiefes Bedauern wegen des argentinisch-schwedischen Zwischenfalls ausgesprochen wird.

Ernährungsfragen.

Wie Besserbemittelte zu Marmelade kommen.

Daß das Obst in diesem Jahre auf reellem Wege nur in kleinen Mengen erhältlich ist, ist für die besonders schmerzhaft, die gewohnt waren, Obst in größeren Mengen direkt aus den Obstbaugebieten zu beziehen. Das Geld spielt ja dabei weniger eine Rolle. Durch das Ausfuhrverbot entstehen nun Schwierigkeiten. Man ist in diesem Jahre besonders scharf bei der Kontrolle und paßt namentlich an den Bahnhöfen auf, daß einzelne Personen nicht in Paketen sich Obst herbeischaffen. Aber Auswege, wenn sie auch kostspielig sind, finden sich immer. Die Hausfrauen oder ihre Beauftragten reisen in einen Ort zum Erholungsaufenthalt, kaufen dort das notwendige Quantum Obst zusammen und lassen es gleich an Ort und Stelle ein. An dem notwendigen Zucker fehlt es meist auch nicht, da man es immer noch verfrachtet, ihn gegen gutes Geld auf dem Wege des Schleißhandels zu erhalten. Die fertige Marmelade kann dann mit ruhigem Gewissen durch die Spalier bildenden Kontrolleure getragen werden, da ja für Marmelade kein Ausfuhrverbot besteht. Man sieht aus diesem Vorgange wieder, schreibt der Kriegsausflug für Kontinenteninteressen: 1. wie schwer es für die Behörden ist, Bestimmungen zu erlassen, die nicht zu umgehen sind, und 2., daß bemittelte Kreise immer noch Auswege finden, um nicht hungern oder entbehren zu brauchen. So lange der gute Wille, gemeinsam die Räte des Krieges zu ertragen und die gesetzlichen Bestimmungen nicht zu umgehen, nicht alle Mitbürger erfüllt, so lange werden wir auch nie ganz geregelte und befriedigende Verhältnisse bekommen.

Die Sonntagsarbeit in den Bäckereien.

Außer dem Uebel der Nacharbeit hatten die Bäcker in den meisten Gegenden Deutschlands seit unendlichen Zeiten auch die Last der Sonntagsarbeit zu ertragen und es ist deshalb immer das Streben der Gewerkschaften gewesen, für die Bäckerarbeiter das biblische Wort: „Seht

Tage sollst du arbeiten und den siebenten ruhen", ebenfalls zur Wahrheit zu machen. Daß die Bäckereibetriebe dadurch keinen finanziellen Schaden erleiden und die Verbraucher gleichfalls sich daran gewöhnen würden, ist durch die Verhältnisse im Rheinland erwiesen, wo die Bäckerei des Sonntags schon immer eingestellt war. Über die Meister im übrigen Lande hielten in der Regel mit großer Zähigkeit am alten Brauche fest, so daß der Zentralverband der Bäcker und Konditoren dort vielfach eine Sonntagsruhe nicht erreichen konnte und dann mit größerem Erfolg für die Durchführung eines 36stündigen Erholungstages in der Woche kämpfte. Die durch den Krieg gebotenen Vorschriften haben nunmehr und mehr Verhältnisse für die Bäckerei geschaffen, die jetzt die glatte Beseitigung der Sonntagsarbeit auf der ganzen Linie nicht nur ermöglichen, sondern gebieterisch verlangen. Wir stehen ja schon lange im Zeichen des Kochen- und Backens und schließlich ist seit Beginn des laufenden Jahres noch eine Ausmahlung des Getreides von 94 Proz. vorgeschrieben worden, wodurch die Herstellung des kleinen Weißgebäcks zur Unmöglichkeit geworden. Da also mit verschiedenen Ausnahmen heute nur noch das große Brot gebacken wird, das sowohl nicht frisch gebacken werden soll, ist die Sonntagsarbeit ganz und gar überflüssig. Sie sollte aber auch deshalb von der Regierung schleunigst verboten werden, weil ein solches Verbot das einzige Mittel ist, um in der Bäckerei noch eine nennenswerte Kohlenersparnis zu erzielen. Der Einwand, daß nach einem Ruhetage das neue Anheizen des Ofens bis zur Backfähigkeit ebensowohl, ja mehr Brennstoff erfordert, wie der durchgehende Backprozeß, ist längst als ganz törichte Ausrede widerlegt worden — vor allem dadurch, daß je feurer das Brennmaterial wurde, immer mehr Bäckereibetriebe freiwillig die Sonntagsarbeit einstellten. Die Organisation der Gehilfen kann dies durch einwandfreie Zahlen belegen, denn sie hat in den drei Kriegsjahren genaue Feststellungen darüber getroffen. 1915 konnten durch eine Erhebung insgesamt 22 178 Betriebe erfasst werden; davon hatten 5368 = 24,2 Proz. die volle Sonntagsruhe. 1916 ermittelten wir 19 655 Betriebe, von denen 6174 = 31,4 Proz. Sonntags nicht arbeiten ließen, und 1917: 17 535 Betriebe, unter denen 11 119 = 63,4 Proz. ohne Sonntagsarbeit waren. Von der Gesamtzahl der Beschäftigten, die bei diesen Erhebungen ermittelt wurden, hatten in den drei Jahren 21,4 Proz., 29 Proz. und 58,9 Proz. keine Sonntagsarbeit mehr! Gegenwärtig ist für mindestens zwei Drittel aller Betriebe und auch zwei Drittel aller Beschäftigten die Sonntagsarbeit in Wegfall gekommen; denn unsere letzte Erhebung wurde im Juni/Juli veranstaltet und in den letzten Wochen sind noch viel mehr Meister und Brotfabrikanten zu der Erkenntnis gekommen, daß für die Betriebe sowohl als auch für die Allgemeinheit es nur von Vorteil ist, wenn die Sonntagsarbeit gänzlich eingestellt wird. In mehreren größeren Städten haben deshalb bereits die Innungen selber die Einstellung der Sonntagsbäckerei beschlossen, und in den drei preussischen Regierungsbezirken Düsseldorf, Frankfurt a. O. und Wiesbaden haben die Behörden eingegriffen und die Sonntagsruhe angeordnet. Weshalb kann nicht überall in gleicher Weise verfahren werden? Die Bäckereiarbeiter und auch viele alte Meister und Innungsführer haben es offen zugegeben, daß sie jetzt erst, seit dem Wegfall der Nacht- und der Sonntagsarbeit sich als Menschen fühlen können und daß sie wünschen, die früheren Zustände möchten nie wiederkehren.

An die Parteigenossen im Wahlkreisbezirk Schleswig-Holstein und Südkontum Ebed.

Laut Beschluß des Bezirksvorstandes findet am Sonntag, dem 4. und Montag, dem 5. November 1917 im Gewerkschaftshaus in Kiel ein

Bezirks-Parteitag

statt.

Die Eröffnung des Parteitages erfolgt am 4. November, vormittags 11½ Uhr.

Die provisorische Tagesordnung ist wie folgt festgesetzt:

1. Konstituierung des Parteitages, Festsetzung der Tagesordnung und Wahl einer Mandatsprüfungskommission.
2. Bericht des Bezirksvorstandes. Berichterstatter: H. Kürbis.
3. Staatsberatung.
4. Bericht über die Presse.
5. Die Aufgaben der Partei in der nächsten Zeit. Referent: Ed. Adler.
6. Anträge und Resolutionen.
7. Bestimmung des Sitzes und Wahl des Vorsitzenden des Bezirksvorstandes.
8. Bestimmung des Sitzes der Preßkommission und Ort des nächsten Parteitages.

Anträge, die in der gedruckten Vorlage Aufnahme finden sollen, müssen bis zum 13. Oktober an den Bezirksvorstand eingesandt werden.

Die Wahlen der Delegierten regeln sich nach § 5 unseres Organisationsstatuts. Die Mitgliederzahl wird nach der Zahl der zahlenden Mitglieder berechnet. Die vom Beitrage befreiten weiblichen Mitglieder können mitgerechnet werden.

Die Delegierten werden ersucht, dem Bezirksvorstand, sowie dem Lokalkomitee, dessen Adresse lautet:

Carl Raß, Kiel, Fährstraße 24, von ihrer Wahl 14 Tage vor Stattfinden des Parteitages Mitteilung zu machen.

Wegen der Schwierigkeit der Beschaffung eines Logis, ist diese Mitteilung unbedingt erforderlich. Später eingehende Meldungen können nicht mehr berücksichtigt werden.

Mittona, Blüherstraße 28, den 18. September 1917.

Der Bezirksvorstand.
J. A.: Heint. Kürbis.

Aus Ebed und den Nachbargebieten.

Mittwoch, 19. September.

Der vierte Kriegswinter.

Schon nimmt das Laub der Bäume bunte Farben an, schon...

Der amtliche Kriegsbericht.

W.W. Großes Hauptquartier, 19. Septbr. (Amtlich.)
Westlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht

In Flandern war zwischen dem Southousterwald und der Sys gestern den ganzen Tag über der Artilleriekampf gesteigert. Das Zerstörungsgewehr der feindlichen Batterien, deren unsere starke Gegenwirkung sichtlich Abbruch tat, lag wieder in beständigen Feuerwellen auf unserer Abwehrzone. Abends und heute morgen gab der Feind mehrmals Trommelfeuer ab, ohne daß Infanterieangriffe folgten.

Bei Lens und St. Quentin herrschte lebhafteste Gefechts-tätigkeit.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz:

Nordöstlich von Soissons, am Aisne-Marne-Kanal und westlich der Suippesiederung bekämpften sich die Artillerien zeitweilig unter hartem Munitionseinsatz.

Auf dem Ostufer der Maas beachen die Franzosen nach kurzer kräftiger Feuerbereitung westlich der Straße Beaumont-Baserauville in drei Kilometer Breite zum Angriff vor. Die ersten, in unserm Abwehrfeuer schnell weisenden Sturmwellen wurden von den tiefgestiegenen folgenden Reihen zum erneuten Angriff vorgetrieben. Auch dieser starke Stoß kam im Feuer und Nahkampf zum Scheitern. In den zurücklaufenden Haufen fand unsere Artillerie besonders lohnende Ziele. Der Tag hat die Franzosen wieder hohe Verluste gekostet, ohne ihnen den geringsten Vorteil zu bringen.

Gestern sind 16 feindliche Flugzeuge zum Abwurf gebracht worden. Bizefeldwebel Thom Johß drei, Leutnant Chan zwei Gegner ab.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Heeresfront des Prinzen Leopold von Bayern.

Bei Dinaburg und im Bogen von Luch hat die Feuer-tätigkeit der Russen merklich zugenommen.

Front des Generalobersten Erzherzog Josef:

Starke Angriffe der Rumänen richteten sich gegen unsere Höhenstellungen südlich des Oltz-Tales. Der südlich von Grozelei anfänglich eingebrochene Feind wurde durch kräftigen Gegenstoß geworfen, im übrigen schon durch Feuer abgewiesen und büßte außer blutigen Verlusten zahlreiche Gefangene ein.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen.

Bei Borna und Mancelul wiederholten rumänische Truppen ihre Angriffe, die ihnen erneut einen Mißerfolg brachten.

Mazedonische Front.

Im Westen von Monastir und in der Enge zwischen Prespa- und Ohrida-See verstärkte sich die Artillerietätigkeit. Westlich des Doiran-Sees kam es zu Postengeschäften, bei denen die Bulgaren englische gemischte Abteilungen vertrieben.

Der Erste Generalquartiermeister: Czabadorff.

lange mehr wird es dauern, und Wiesen und Felder stehen kahler und eintöniger da. Und auch sonst überall wird es einsam werden...

Als im Frühling die Knospen sprangen, als es sich allerorts zu regen begann, da hatte man sicher geglaubt, daß der Herbst den Frieden bringen würde, ja bringen mußte. Frühling und Sommer sind hingegangen, ihren Zweck erfüllend, und der Herbst ist gekommen; aber die Hoffnung, die man auf ihn gesetzt hatte, hat er nicht erfüllt, den Frieden hat er noch nicht gebracht. Der schwache Hoffnungspunkt, der noch in unseren Seelen glüht, ist im Verlöschen, und Entlagen und Gebunden ist wieder, wie so oft schon, unser Los.

Wie Sohn fast will sie uns klingen, die traurige, aber wahre Tatsache: Ein vierter Kriegswinter steht uns bevor. Wer hätte das wohl für möglich gehalten in den ersten Augusttagen 1914. Niemand. In wenigen Wochen schien damals den meisten der Streit beendet, sämtliche Gegner Deutschlands niedergebungen. Bald genug ist der Glaube dieser Optimisten erschüttert worden. Aus den Wochen sind Monate geworden und aus den Monaten Jahre, und aus dem anfangs bald beendet scheinenden Streit ein derwiderlicher, blutiger Kampf, der, aus immer glühender gewordenem Haß geboren, an Heftigkeit und Ausdehnung zunahm, ein Kampf, der nun drei volle Jahre und darüber hinaus währt, und trotz allem Schweren und Entsetzlichen, das er schon gezeitigt, trotz der zahlreichen Enttäuschungen, die er den Völkern gebracht, noch keine Stimme der Vernunft aufkommen lassen will. Wann wird es endlich sich erheben? Müßen wir wirklich in den vierten Kriegswinter eintreten?

Die Wohnungsnot nimmt in Lübeck einen so bedenklichen Umfang an, daß ein Eingreifen der maßgebenden Behörden unbedingt notwendig ist. Das kam am Montag in der Bürgerausschussung unmissverständlich zum Ausdruck. Heute hatte sich der Bürgerausschuss mit einem Senatsantrag zu beschäftigen, der die Herstellung von fünf Kleinwohnungen auf dem Grundstück Ballastfuhl Nr. 1 zum Gegenstand hat. In der Vorlage wird ausgeführt:

Mit der Länge des Krieges nehmen die Schwierigkeiten, insbesondere für kinderreiche Familien aus den minderbemittelten Volksschichten Wohngelegenheit zu beschaffen, ständig zu. Diese Wohnungsnot kann unter den augenblicklichen Verhältnissen des Baumarktes, welche die Schaffung von neuen Wohnhäusern verbiten, nur dadurch beseitigt werden, daß zu diesem Zwecke provisorische Kleinwohnungen hergestellt werden. Da irgendwelche barackartige Bauten zurzeit in Lübeck dafür nicht zur Verfügung stehen, so geschieht dies am billigsten durch den Einbau solcher Wohnungen in vorhandene, nicht genutzte alte Gebäude und Schuppen. Auf dem Grundstück der früheren Leerpapierfabrik von Erichen und Menge, Ballastfuhl Nr. 1, das kürzlich vom Staate für Hafenzwecke angekauft wurde, ist ein Schuppenbau vorhanden, der sich für einen solchen Zweck eignet. Er besteht aus zwei leb-

ständigen Schuppen, die durch ein Zwickendach miteinander verbunden sind. Der westliche von den Schuppen, der durch den künstlich auf dem Grundstück auszuführenden Gleis- und Straßenbau nicht berührt wird, wird zunächst auszubauen sein. Fünf Kleinwohnungen, bestehend aus Stube, Kammer und Küche, lassen sich darin herstellen. Ihre Einrichtung ist dem provisorischen Zweck entsprechend in einfacher Form gedacht. Die Kosten des Wohnungsbauwerkes werden bei den heutigen Preisen nach dem anliegenden Plan und Kostenschlag des Baubürochefs Falter vom 3. September 1917 9900 Mark betragen; eine Wohnung würde also 1980 Mk. kosten.

Der Bürgerausschuss erklärte sich gutachtlich für die Mitgenehmigung des Senatsantrages durch die Bürgererschaft.

Der Bürgerausschuss beschworerte resp. genehmigte in seiner heutigen Sitzung folgende Senatsanträge: Bewilligung von 26 000 Mark an den Lübecker Hilfsausschuss für Herbedruck (Wippen); Anstellung eines Infanteriesarztes am Kinderhospital und staatlichen Kinderarztes (jährlicher Staatszuschuß 4500 Mk.); Erhöhung des Staatszuschusses zur Beförderung von Ausgaben aus der Beamtenunterstützungskasse im Rechnungsjahre 1917 um 6000 Mk.; Nachbewilligung von 6000 Mk. für die Erweiterung des Siechenhauses; Grundstücksverkauf in Sierstade; Gewährung einer Altersunterstützung in Höhe von 240 Mk. jährlich an die Schullehrerin Frau Kessel; Gewährung einer jährlichen Beihilfe von 3000 Mk. an den Verein für lübeckische Geschäfte und Altertumskunde; Ankauf von Reformationsdrucken zur Verteilung in den Schulen (Kosten 2100 Mk.); Erwerb des Grundstückes in der Gemeinde Schönböden durch den Eisenbahnschaffner Wendler; Erwerb eines Grundstückes in der Gemarkung Schönböden durch den Händler Schlut; Bewilligung von 2676 Mk. für Hilfsarbeiterinnen bei der Staatsanwaltschaft, sowie Bewilligung von 1600 und 1500 Mk. an die Finanzbehörde für Ausgabe der Fortwörterung Jhralsdorf. Der von dem Bürgerausschuss der Bürgererschaft übermittelte Antrag Dr. v. Broden und Genossen betr. Beschaffung zweier Hypotheken wurde an eine fünfzitzige Kommission verwiesen. — In die Kommission zur Ernennung von Schöffen und Geschworenen entsandte der Bürgerausschuss Hoff, Alwert, Hoff, Böger, Grünau, Fiedelhoff und Keil.

Unsere Kinder. Eine dieser Tage durch die Zeitungen g-gangene Notiz erinnerte daran, wie heute infolge der langen Dauer des Krieges unseren kleineren Kindern vieles, was vormals reichlich zur Verfügung stand, wenn viele auch von diesen Waren nur einen sehr beschränkten Gebrauch machen konnten, zum völlig fremden Begriff geworden ist. Da waren genannt: Wäcker, Brezeln, Bonbons, Ostereier, Gummibälle, Goldmünzen. Alle diese Sachen hätten unsere jüngsten Jahrgänge nicht zu Gesicht bekommen. Etwas Selbstverständliches sei es ihnen dagegen, daß die Lebensmittelmengen auf Karten zugewiesen werden.

Die Notiz hat sehr vieles Besenstich verzeihen. Sie konnte anführen, wie manche Kinder es infolge des Krieges gibt, die ihren Vater nicht kennen, auch wenn er noch lebt, wie unendlich vielen der Vater durch ihn für immer genommen wurde. Sie konnte sprechen von den Eindrücken fürs ganze Leben, die sich aus der Not der Notwendigkeiten ergeben. Die Kriegskinder werden nie vergessen, welche Idee Jugendjahre sie erlebten. Wie viele haben die Freude nicht kennen gelernt, die der Mensch zum Geben so notwendig hat wie Licht, Luft und Sonne. Sie werden in späteren Jahren davon erzählen, wie die Mutter in die Freiheit gehen mußte, um das zum Leben Notwendigste zu verdienen, wie sie sich ihrer kaum annehmen konnte und wie sie nach Feierabend so gar nicht dazu aufgelegt war und nicht Zeit dazu fand, mit den Kindern zu spielen und zu scherzen. Sie werden ferner nicht vergessen, wie die Mutter, die nicht vor dem Nahrungsmittelmangel stehen konnte, oft nicht aus und ein wußte, wo andere von Entbehrungen gar nichts bemerkten, daß sie manchmal fast verzweifelte, wenn die Kreise immer mehr in die Höhe kletterten, nur weil die Profitgier immer trassere Formen annahm. Sie werden daran denken, wie ihre Mutter sich abplagen mußte, damit ein notdürftiges Durchkommen war, daß andere wie im Frieden spazieren gingen und sich zu späten Stunden, wo die Mutter das Hauswesen besorgte, in Kaffees bei einheimischerer Musik ein Stelldichein gaben und dort ihr mühseloses verdientes Geld verzehrten. Sie werden sich erinnern, daß die Mutter klagte, sie könne die nötige Milch für die Kinder kaum bekommen, weil es lohnender war, sie zu verbüttern und die Butter auf dem Wege des Schleifhandels abzugeben. Es wird in ihrem Gedächtnis haften bleiben, daß es keine richtig Seife mehr gab, daß es an Kerzen, an Petroleum usw. fehlte, daß das Gas knapp wurde, nachdem vorher dessen umfangreiche Benutzung empfohlen worden war.

Weiter werden sie erzählen, daß zeitweise selbst die Kartoffeln fehlten, an manchen Stellen aber wagenweise verkauft, daß die behördliche Autorität nichts mehr galt, die Höchstpreise überschritten wurden und der sich schlimmsten Feindschaften aussetzte, der es wagte, gegen den Verkäufer aufzutreten. Daß die Behörden, berufen, die Ernährung des Volkes sicherzustellen, sich nicht anders wie durch immer höhere Preise zu helfen wußten, die grenzenlos hohe Einkommen zur Folge hatten, zugleich aber das Volk ausaugten. Fest wird im Gedächtnis der Kinder der Armut haften, daß sie kein Obst in Zeiten essen, wo es eine sehr reiche Ernte gab, so reich, daß manche kaum wußten, was sie mit dem Segen anfangen sollten, aber die Preise unerhörte Höhe waren und weil keine Regelung vorgenommen wurde, die allen ihren Anteil sicherte. Daß die Armen Rechenstäbchen zusammensuchten und aus weggerufenen Schläcken aushielten, daß Brennstoffe für den Winter immer verprochen, aber selbst zu sehr hohen Preisen nicht geliefert wurden, aber gewisse Leute es fertig brachten, sich ganze Eisenbahnwagen Kohlen zu sichern.

Genug davon! Die schlimmen Eindrücke, weit überwindend, werden sich am meisten in ihrem Gedächtnis festsetzen. Eines aber ist zu hoffen: daß die Kinder von heute einst als Erwachsene nicht bloß erzählen, sondern die Erinnerungen aus der Kriegszeit nützen, daß sie handlung werden.

Eine „Kleine Anfrage“ wegen der Kennzeichnung der Kriegswäcker hat der antihemische Abgeordnete Dr. Werner-Giezen an den Reichskanzler gerichtet; sie lautet: Kennzeichnung der Kriegswäcker. Der Kammer 13 der Preß-Nachrichten des Verbandes der deutschen gemeinnützigen und unparteiischen Rechtsauskunftstellen (St. Neufölln) vom 1. Mai 1917 entnehmen wir folgenden Artikel: „Berachtung den Wäckern über den Krieg hinaus“.

Die Zentralstelle zur Bekämpfung der Schwindelstrafen“ Lübeck hat es sich auch zur Aufgabe gesetzt, möglichst alle Firmen und Personen zu vermerken, die heute die Zeit für genommen erachten, um aus der herrschenden Notlage unangemessen hohe Gewinne einzubringen zu können. Die Liste soll nicht nur für die Kriegszeit, sondern auch für die kommende Friedenszeit von Wert sein. Nur mit der größten Rücksichtlosigkeit ist nämlich den Wäckern gegenüber ein Erfolg zu erzielen. Ihre Namen müssen auch noch nach dem Kriege jederzeit mit Berachtung genannt werden. Die Wäcker sollen doch ja nicht glauben, daß, wenn erst einmal der Friede wieder eingeleitet ist, man ihre Verbrechen mit dem Mantel der Nächstenliebe zudecken wird und sie ungeschoren dem Volk abgepreßten Bürgergewinn entnehmen können. Mit Fingern muß man im Frieden auf sie deuten als den inneren Feind, der sich nicht gekümmert hat, in den schwersten Zeiten, die es das deutsche Volk heimgegrüßt haben, den Volksgenossen heimtückisch in den Rücken zu fallen. Beiträge für die Liste, insbesondere Nachrichten über Verurteilung und Auszahlung von Wäckern aus dem Handel, wollen man unverzüglich der zingangs genannten Zentralstelle übersenden.

Gedenkt die Reichsleitung die genannte Zentralstelle bei ihrem Vorhaben auf Grund des vorhandenen amtlichen Materials zu unterstützen, oder ist sie zu selbständigem Vorgehen in gleicher Richtung bereit? Ich erbitte schriftlichen Bescheid.

Das Lübecker Hochwasser hat auch im vorflüssen Geschäfts-jahre wieder mit großem Gewinn gearbeitet. In der letzten Aufwärtsrechnung wurde der Rechnungsschluß über das Geschäftsjahr 1916/17 vorgelegt. Einfließend des vorjährigen Wäckers ergibt sich ein Ueberschuß von 4 577 000 (4 598 900) Mk.

Neueste Nachrichten.

Berlin, 18. September. (Antl.) In Sperrgebiet um England wurden durch unsere U-Boote 18 000 T. Me. Tonnen versenkt. Unter den vernichteten Schiffen befanden sich zwei große bewaffnete englische Dampfer, einer davon anscheinend ein Hilfskreuzer oder Transporter.

Der Chef des Admiralsstabes der Marine. Sasnowice, 18. September. In der Kohlengrube bei Sosnowice rief das Seil eines mit 12 Arbeitern besetzten Förderkorbes. Der Korb stürzte in die Tiefe, wobei alle 12 Arbeiter den Tod fanden.

Saag, 18. September. Die „Agence Havas“ meldet aus Washington: Der Präsident des Senatsausschusses der Abgeordnetenkammer teilt mit, daß am 8. d. M. in Amerika 1874 146 Freiwillige eingestellt waren. Der Krieg werde bis zum wirklichen Ende dauern. Das sei die entschlossene Absicht Amerikas. Die amerikanischen Militärs rechnen auf zwei bis drei Jahre. Einige Leute glauben in den Zusammenbruch Deutschlands vor dem Winter, aber vor allem Gerard sei entgegengelegter Meinung.

Lugano, 18. September. Nach den jüngsten Nachrichten von der italienischen Grenze herrscht in Mailand seit Sonntag Revolution, wodurch die Grenzperre ihre natürliche Erklärung findet. Es sollen erbitterte Straßenkämpfe stattgefunden haben, die viele Tote und Verwundete zur Folge hatten. Auch in den Industriebezirken in der Nähe von Mailand sollen starke Unruhen ausgebrochen sein. In Turin dauert die aufrührerische Bewegung fort. (Berl. Morgenpost.)

Literarisches.

Vom Schreibtisch in den Krieg. Skizzen von Richard Schiller. Verlag von Dittroth u. Co., Waldenburg i. Schl. Preis 40 Pf. In einem äußerlich anspruchslosen Büchlein, das so recht in die Seitentage eines Arbeiter- oder Soldatenrades paßt, bringt der Verfasser seinen Freunden kleine Ausschnitte aus dem großen furchtbaren Bilderbuche des Krieges. Es sind keine feuersprühenden und knallenden Effekten aus Kampfpfeifen, sondern Skizzen von starkem innerlichen Empfinden. Wie er das große Leid des Krieges sieht, wie er in einzelnen Bildern sonnigen Humor gibt, das versteht er in künstlerischer, aber nicht gefühlloser Form auszudrücken. Schiller war als Feldsoldat in Flandern und hat mit den Augen des Poeten und Malers so manches empfunden, was eben nur Menschen mit seiner Veranlagung wahrzunehmen imstande sind. Er zeichnet in zehn kleinen Geschichten das flandrische Land mit Dörfern, Städten und Menschen, die er als Soldat auf dem Marsche kennen gelernt hat. Er schrieb sein Büchlein aus dem inneren Drange des Volksfreundes und Künstlers. Aber nicht nur für den schlichten Mann aus dem Volke, an den er sich zunächst wendet, ist der Lesestoff bestimmt, jede rein und feine gestimmte Natur wird diese kleinen Erlebnisse „Vom Schreibtisch in den Krieg“ gern lesen. Carl M. C. Domke.

Verantwortlich für die Anstalt „Aus Lübeck und den Nachbargebieten“ und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Löwigt, für den gesamten übrigen Inhalt: Johannes Stellung. Verleger: Th. Schwart. Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Lübeck.

Nach Berechnung der Generalkosten und Obligationen bleibt ein Rohgewinn von 4037000 (4021500) Mk. Es soll der Generalversammlung folgende Verteilung vorgeschlagen werden: Abschreibungen 1625000 (1279000) Mk., Reservefonds 400000 (450000) Mk., 10 Prozent Dividende 850000 (850000) Mk., Unterstützungskassa 50000 (50000) Mk., für Wohlfahrtszwecke 100000 (100000) Mk., Kriegsgewinnsteuer-Rücklage 700000 (745000) Mk. Der Rest in Höhe von 312000 (347500) Mk. soll auf neue Rechnung vorgetragen werden. Für Zeichnung für die 7. Kriegsanleihe wurden weitere 1 1/2 Millionen Mark zur Verfügung gestellt. — Der Krieg ist für das Volk sehr gewinnbringend. So gut hat es im Frieden nie verdient.

Kirchenkonzert zum Besten der Schwesternspende. Für das Konzert, das zugunsten der Schwesternspende Sonnabend, 22. September, 8 1/2 Uhr in der Marienkirche stattfand, haben von auswärtigen Gästen ihre Mitwirkung zugesagt: Fräulein Räte Hörder aus Berlin, deren Gelangenslust im letzten Karfreitagkonzert die Hörer so begeisterte, und Herr Konzertmeister Bandler. Auch dieser Künstler steht hier im besten Ansehen. Das Programm des Konzerts wird bei allen Musikfreunden Interesse und Freude erregen. Herr Professor Licht warf spielt ein Staccato von Bach, in welchem sowohl die große Gewalt als auch die zarresten Feinheiten der Orgel zur Geltung kommen, und die ergreifende Trauerrode zum Gedächtnis der Gefallenen von dem nun auch verstorbenen Max Regner. Fräulein Räte Hörder singt eine Arie und ein Hallelujah von Bach, die ihre vollendete Schöpfung zu voller Wirkung bringen, und drei moderne Lieder, darunter Regners wundervolles „Maria Wiegenlied“ und ein neu komponiertes Morgenlied von Gähler. Herr Konzertmeister Bandler gibt ein Adagio aus dem Violinkonzert in A-moll von Bach und drei ältere klassische Stücke, die so gewährt sind, daß in ihrem durchweg ruhigen Tempo der große edle Ton des vortrefflichen Geigers zur vollen Wirkung kommen wird. So verdient die Veranstaltung, ihrem Zweck und ihrem Inhalt entsprechend, das regste allgemeine Interesse, und wird sicher vielen künstlerisch Wertvolles und Erhebendes geben.

Das Stadthallen-Sommertheater beendete gestern Abend vor vollbesetztem Hause seine diesjährige Spielzeit. Zur Aufführung gelangte die Operette „Der Soldat der Marie“, in der Fräulein Feiner aus Hamburg in der Titelrolle gute Soubretten-eigenschaften zeigte. Anhaltender Beifall und viele Blumen-spenden wurden den meisten Mitwirkenden zuteil, die im Laufe der letzten Monate den Besuchern der Stadthalle manche schöne Stunden bereicherten. Sie werden übrigens auch im Winter-hier tätig sein. Die Theaterleitung dürfte mit dem Ergebnis der Sommer-spielzeit sehr zufrieden sein.

Die Lebensmittelversorgung im Fürstentum Lübeck.

Folgende Klage über die Lebensmittelversorgung im Fürstentum Lübeck geht den „Nachr. f. St. u. L.“ in Oldenburg zu: „Ditholstein hat im Krieg einen guten Ruf als das gelobte Land reichlicher Ernährung für Kurgäste erworben. Im letzten Sommer hat sich dieser Ruf auf das engere Ditholstein, das Fürstentum Lübeck, konzentriert. Luft- und Seefahrer erfreuten sich eines reichen Belüftes und sind auch gegenwärtig noch gut mit Gütern versehen. Die Verpflegung ist auf die Fürsorge des Kommunalverbandes zurückzuführen. Er hat den Einwohnern Speis und Schinken abgenommen und den Fremden zugeführt. Diese zwangsweise Abnahme, die nur bei einem Teil der Selbstversorger durchgeführt worden ist, hat ungeheuer viel Verger hervorgerufen. Und so fehlt der hohen Zufriedenheit der Fremden eine verlässliche Stütze. Die Landesbewohner gegenüber, die noch durch manche andere Beschwerden genährt wird. Die Kurgäste haben natürlich alle erreichbaren Lebensmittel eingehamstert, so Kartoffeln, Ge-

mütle, Obst, Eier, u. a. m. Sie zahlen alle geforderten Preise. Höchstpreise für Obst und Gemüse sind noch heutigen Tages von der Regierung nicht bekanntgemacht. So erleben wir es, daß Lübeck und Hamburg um fünfzig Prozent niedrigere Preise haben, als die im Produktionsgebiet anässigen oldenburgischen Staatsangehörigen. Für Eierpflanzen und sogar Krebse werden hier 80 Pf. bezahlt, Bohnen kosten noch jetzt 80 Pf. bis 1 Mk., für Bienen- und Wespel nimmt man Phantasiereise, Möhren kosten noch 40 Pf. In Lübeck ist alles um die Hälfte billiger. Der Magistrat von Eutin beklagte sich, daß in zwei Monaten keine 1400 Eier geliefert worden seien. Aber das ist noch günstig gegenüber anderen größeren Orten. In Schwartau soll überhaupt seit der Organisation des Verkehrs keine Ware abgeliefert worden sein. Es gibt Hunderte von Familien, die seit einem Jahre kein einziges Ei im Haushalt verbraucht haben. Was an Mehl, und Teigwaren geliefert wird, ist ungleich im Quantum in den einzelnen Gemeinden und oft von einer Qualität, daß die Annahme verweigert wird. In einer ländlichen Gemeinde sind für den Monat September alles in allem 180 Gramm geliefert worden. Bald wird von dieser Ware nicht genug geliefert, bald von jener, so daß die Abnehmer nicht damit rechnen können, die amtlich be-lagerten Waren und Quantitäten zu bekommen. Die Wirksamkeit der Ernährungshilfsvereine haben im vorigen Herbst den Landtag beschäftigt. Ob dieser sich diesmal der Lübecker annehmen wird? Die gegebene Körperschaft wäre dazu der Landes-ausschuss, doch scheint niemand die erforderliche Energie aufwenden zu können, um einen reinigenden Wind in unsere Verwaltung hineinzuführen zu lassen.

Hamburg. Hunger tut weh. Vor einiger Zeit wurden einige junge Leute abgefaßt, die sich bei verschiedenen Brothändlern eingeschlichen hatten und aus der Tonbank die eingenommenen Brotkarten-Abschnitte stahlen. Zwei der Verhafteten hatten sich gestern wegen Diebstahls vor dem Landgericht zu verantworten. Der eine war der etwa 30 Jahre alte Arbeiter M., und der andere der 16jährige Arbeitsburche B. Die beiden Angeklagten waren geständig und gaben als Grund ihrer Diebereien Hunger an. M. erzählte vor Gericht, daß ihm auf seiner Arbeitsstelle keine Brotkarten gestohlen seien und daß er neue Brotkarten nicht habe erhalten können. Neun Wochen habe er das Hungerleben ausgehalten; der Hunger habe ihn dann aber dazu getrieben, sich selbst Brotkarten-Abschnitte zu stehlen. Einige Abschnitte habe er auch verkauft, um sich für den Erlös andere Lebensmittel zu kaufen. Auch der 16jährige Junge erklärte vor Gericht, daß er durch Hunger zu den Taten gekommen sei. Wenn er auch gearbeitet habe, so habe er doch das ganze Geld seiner Mutter geben müssen. Mit dem Brot, was die ihm habe geben können, habe er aber nicht auskommen könne. Der Staatsanwalt beantragte ganz enorm hohe Strafen gegen die Angeklagten. Er ging von dem Gesichtspunkt aus, daß durch derartige Diebereien anderen Leuten das Brot verringert würde. Und da M. wegen Diebstahls auch schon zwei kleinere Vorstrafen hatte, beantragte er gegen ihn wegen Diebstahls im Rückfalle eine Zuchthausstrafe von 2 Jahren 6 Monaten, gegen den jungen B., der noch völlig unbefragt war, eine Gefängnisstrafe von 9 Monaten. Die Verteidiger beantragten für ihre Klienten bedeutend geringere Freiheitsstrafen. Das Gericht folgte dem Antrag der Verteidigung. Es schenkte den Aus-sagen der Angeklagten, daß sie durch Hunger zu Diebereien gekommen seien, nicht recht Glauben, es hielt jedoch für M. eine Gefängnisstrafe von 15 Monaten unter Anrechnung von 3 Monaten der erlittenen Unterhüchenschaft, und für B. eine Gefängnisstrafe von 7 Monaten für eine ausreichende Strafe. — Daß Staatsanwälte und Gerichte gegen Räuber und Lebensmittel-fahndler mit gleicher Strenge vorgehen, wird nicht oft, ja kaum zu perzeichnen sein, und doch schädigen die die Allgemeinheit viel schwerer als so ein paar hungernde Leute, die Brotkarten ent-wenden.

Zeichnungen auf die neue Kriegs-anleihe

sowie den Umtausch älterer Kriegs-anleihen in neue Reichsschatzanweisungen nehmen spesenfrei entgegen:

- Bank für Handel und Gewerbe e. G. m. b. H.
- Sal. L. Cohn.
- Commerz-Bank in Lübeck.
- Dresdner Bank Filiale Lübeck.
- Alfons Frank & Co.
- Holsten-Bank Abteilung Lübeck.
- Kreditbank Lübeck e. G. m. b. H.
- Landbank Lübeck e. G. m. b. H.
- Lübecker Privatbank.
- Spar- und Anleihe-Kasse zu Lübeck.
- Spar- u. Verschuss-Verein Schwartau.
- Verschuss- und Spar-Vereins-Bank in Lübeck.
- Lewis Wolf Kommandit-Gesellschaft.

Gewerlichshaus Lübeck.

Wegen Trauerfeier sind die Restaurationsräume am Donnerstag, d. 20. September nachmittags von 3—6 Uhr geschlossen. 2711

Selbständig arbeitender (2702)

Huf- und Wagenschmied

zum sofortigen Antritt gesucht. H. F. Meiners, G. m. b. H., Dannewarstraße 57/61.

Glasweiben

aller Art off. D. Landau, Glashandlg., Fleischhauerstr. 35, Fernr. 2808

Der neue Kriegs-Atlas

mit 52 Karten aller Kriegsschauplätze in Frankreich, Rußland, Italien und Balkan ist wieder eingetroffen.

Preis 1.— Mk.

Buchhandlung Friedr. Meyer & Co.,

Johannisstraße 46.

Zeitung Fremdwörter und politische Schlagwörter

versteht und Odolf Braun Preis 30 P.

Zu beziehen durch: Buchh. Friedr. Meyer & Co. Johannisstraße 46.

Schillers Werke

4 Bände 6.50 Mk.

Schiller (Prachtband)

4 Bände 8.50 Mk.

Buchh. Friedr. Meyer & Co. Johannisstraße 46

Haben Sie sich schon ein Lombolalos gekauft?

Ziehung un widerruflich am 30. September 1917. (2704)

Loose Nr. 1. (2665) Loose Nr. 1. Sächsischer Landesauschuss von Deutschlands Spende für England u. Kleinbergschut.

Die Kartoffel-Kundenliste

liegt vom 21. bis 25. September bei mir aus und bitte um Neueintragung. 2710

Heinr. Busch, Krähenstraße 34.

Zum Besten der Schwesternspende unter dem Protektorat Sr. Magnificenz des Herrn Bürgermeisters Dr. Fehling

Konzert

in der St. Marienkirche am Sonnabend, 22. September 1917 7 1/2 Uhr. (2707)

Numerierte Plätze zu M. 4.—, 3.— u. 2.— bei Ernst Robert, Breile Straße 29.

Lustige Blätter

Durch wunderbare Bilder und packenden Text das humoristische Leitblatt aller Feldgrauen und Dahngrüßlichen! Feldpost- und Probe-Abonnements monatlich nur Mark 1.50 bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Verlag der Lustigen Blätter in Berlin SW. 68.

Heines Werke

3 Bände 5.— Mk.

Buchh. Fr. Meyer & Co. Johannisstr. 46.

Hansa-Theater.

Heute Abend 7 Uhr Die tolle Komteß

Hansa-Theater.

Um dem das Hansa-Theater besuchenden Publikum in weitgehendster Weise entgegenzukommen, werden von heute ab Dutzendkarten zu ermäßigten Preisen ausgegeben, gültig für alle Plätze mit Ausnahme vom II. Balkon und Galerie. Der Verkauf derselben findet im Holstenhaus während der üblichen Geschäftsstunden und an der Kasse des Hansa-Theaters von vormittags 11—1 Uhr und nachmittags von 6 Uhr ab statt. (2709)

Die Direktion des Hansa-Theaters.

Macdonalds Enthüllungen über Regierung und Arbeiterpartei.

Am 17. August 1917 schrieb der sozialistische Arbeiter-
abgeordnete Ramsay Macdonald aus Anlaß der Henderson-
Krise:

„Die unvermeidliche Krise ist ausgebrochen. Seit über
zwei Jahren herrschen vollständig unmögliche Beziehungen
zwischen der Regierung und der Arbeiterpartei, die gar nicht
geduldet worden wären, wenn die Arbeiterpartei politischen
Sinn und Selbstachtung gezeigt hätte. Die Mitglieder der
Arbeiterpartei, die in die Regierung eintraten, hätten ihre
Ämter zeitweilig niederlegen sollen; denn die Doppel-
ämter verfehlen sie und die Arbeiterpartei in eine unmög-
liche Lage.“

Wie das Ende kam, ist wohl bekannt — wenigstens so-
weit es dem Publikum erzählt wurde. Henderson kam zu
der Ueberzeugung, daß die Arbeiterklasse ein Recht hat,
eigene Ansichten über den Frieden zu haben und darauf zu
sehen, daß der Krieg nicht durch Mißverständnisse und Ent-
stellungen unnötigerweise verlängert wird.

Unsere Herrscher sagen aber, daß die Pflicht der Ar-
beiterklasse nicht im Selbstdenken, sondern im Gehorchen be-
steht. Die Arbeiter jedoch sagen, daß ein derartiger Stand-
punkt veraltet sei. Sie wissen, daß sie eine Macht sind und
daß sie das Recht haben, sich mit den Arbeiterorganisationen
der feindlichen Länder zu besprechen und ihre Meinungen
miteinander auszutauschen.

Aber die Regierung bestreitet, daß die Arbeiter ein der-
artiges Recht hätten. Sie besagt: „Ihr seid unser Eigentum.
Wir erlassen Befehle, und ihr müßt sie entgegen nehmen.“
Nur wir haben ein Recht, Ideen über den Krieg zu haben.“
Der Ministerpräsident (Lloyd George) erklärte, daß, soweit
er von Henderson unterrichtet worden sei, dieser die Aufgabe
hätte, auf der Arbeiterkonferenz eine Mehrheit für die An-
sichten der Regierung zusammenzubringen.

Wie Henderson in seiner Verteidigungsrede andeutete,
hat der Ministerpräsident ein besonderes Pressebureau, das
die Zeitungen mit Nachrichten über seine (des Minister-
präsidenten) Kollegen versorgt. Dieses Bureau erzählte, daß
Henderson seine Ansichten geändert habe, und es verbreitete
auch Nachrichten über die Ansichten der Gewerkschaftler, um
auf der Konferenz eine Opposition gegen Stockholm zu schaf-
fen. So gleiten wir hinab in den Sumpf hinterlistiger
Kniffe und Intrigen, der in der Vergangenheit immer das
Symptom des sittlichen Verfalls der Nationen war.

Nichts vielleicht ist so bezeichnend für die Art und Weise,
wie die Arbeiterklasse von der Regierung behandelt wird,
als folgendes Ereignis: Eine Kabinettsitzung fand statt.
Henderson wartete draußen an der Tür auf Entscheidung.
Als die Sitzung vorüber war, sandte das Kabinett die Ent-
scheidung an Henderson durch einen Boten. Und dieser Bote
war — Barnes.

So tief ist die Arbeiterpartei gesunken. Inmitten
scheinbarer Triumphe ist sie moralisch gestürzt. Ihre Mini-
ster werden wie Mietlinge behandelt und sie werden gegen-
einander ausgespielt.“

Gewerkschaftsbewegung.

Großer Streik in der amerikanischen Rüstungsindustrie.
Nach einer Meldung der „Central News“ traten Montag 25 000
Werftarbeiter an der pazifischen Küste in den Ausstand. Die
streikenden Arbeiter wurden bei dem Bau von Kriegsschiffen ver-
wandt. Die Ausständigen verlangen eine 30prozentige Lohn-
erhöhung. Wie verlautet, kam es zu Aufrührern.

Aus Nah und Fern.

Unter dem Namen „Deutsches Nationentheater“ ist in Berlin
mit einem Kapital von 600 000 Mark eine Gesellschaft gegründet

Treue siegt.

Eine Geschichte von der See.
Von Edmund Hofer.

29. Fortsetzung.

Daß Magister Siemann innerlich nicht ebenso kalt war, wie
er sich vor seiner Abfahrt gezeigt hatte, verriet nicht nur seine
ungewöhnliche Schweigheit, die ihn während der Fahrt nicht
ein einziges Wort an seinen neuen Führer rühren ließ, sondern
auch die beinahe aneinander stoßenden Brauen und die tiefen
Falten der sonst so glatten Stirn. Und auch das ihm wurde keine
Stimmung keine leuchtete. Im Gegenteil gab er sich kaum Mühe,
seine Verdrießlichkeit oder was es sonst war, auch nur von dem
Oberamtmann und dessen Familie zu verbergen. Als Grund gab
er, auf die besorgte Frage seiner Gattin, ziemlich offen einerseits
die ihm unverständliche Situation an. „Soll es noch Still wä-
ren, so meinte er mit herbem Spott, „würde ich trotz weiser Armut, ein
besonderes Wohlgefallen darbringen, wenn diese ewige Scherelei
endlich einmal ihr Ende erreicht hätte! Es gibt Menschen, die
verbreiten um sich nichts als Fluch und Unheil! Das muß ich
gründlich erfahren!“

„Wilhelm, Wilhelm, verflüchtige dich nicht!“ mahnte die Pfarr-
frau. „Du darfst nie vergessen —“

„Was?“ unterbrach er sie heftig. „Ich erinnere mich leider
nur zu gut all' der Nachsicht und Geduld, die wir uns sonst aufge-
wendet haben. Und wenn von einer Sünde die Rede sein soll,
so heißt in deine unvernünftige Liebe so. Mit einem Wort, ich
habe dies satt — gründlich satt!“

„Andererseits führte er als Grund seiner Bestimmung die Er-
zählung an, die er an Caspar zu machen gehabt hatte. Der un-
denkbare Mensch hatte sich, nach seiner gereizten Erklärung, in
einer Weise benommen, die gar nicht größer und ungezogener ge-
dacht werden konnte. „Sage mir doch auch hier, daß ich — ich weiß
freilich nicht, was! — nicht vergessen soll!“ rief er bitter seiner
Frau zu. „Niemandes Dankbarkeit und Liebe haben wir mehr
verdient, auf niemand habe ich mehr gebaut. Darum ist mir die
Enttäuschung auch so empfindlich. Es ist ein schmerzhaftes Volk,
das untrübe! Und ich konnte früher wünschen, daß den Freund
Dietz in die Hand genommen hätte! Er würde schon zur Ein-
sicht gekommen sein!“

Kruse, der bei diesem Gespräch zugegen war, unterbrach das-
selbe mit keiner Silbe. Aber er schüttelte mehr als einmal den
Kopf, als ob er den alten Freund immer weniger zu verstehen
vermüge. Am nächsten Morgen jedoch, bevor Siemann von neuem
in die Stadt fuhr, sagte er zu ihm in seiner ruhigen klaren Weise:
„Lasse mich dir einen Rat geben, Alter, und schied ihn nicht ganz
auf die Seite. Ich habe dich diese letzten Tage merkwürdig ge-
zeitigt gefunden, so, wie ich dich bisher noch niemals kennen lernte.
— Ich, als ich mit dir am ersten Morgen nach dem Ausstande

worden, deren Zweck Erwerb, Ausbau und Verwaltung des bis-
herigen Fiskus Schumann und der Betrieb aller damit zusamen-
hängenden Unternehmungen ist. Max Reinhardt ist General-
bevollmächtigter.“

Ermordet und ausgehängt. In der Nähe des Bahnhofes Seit-
schen bei Baugen fand man die Hausbesitzerin Biesold ermordet
an einem Baum hängend. Der Platz zeigte, daß ein heftiger

Die neue Kriegsanleihe

muß

erfolgreich sein —
sonst ermutigen wir
England weiterzu-
kämpfen! — Sie
kann

wird

erfolgreich sein —
denn es ist Geld ge-
nug im Lande! —
Und sie

wird

erfolgreich sein —
wenn jeder handelt,
als ob von ihm allein
alles abhinge!

Kampf stattgefunden hatte; die Leiche wies Verletzungen auf.
Ein Polizeihund verfolgte die Spur des unbekanntem Täters bis
zum Bahnhof.

Vom Schicksal der Arbeit. Am Sonnabend früh ging,
dem „Oberschlesischen Wanderer“ zufolge, auf dem Hohenloheplatz
in Sosnighe bei Hindenburg die Verbindungsstrecke zwischen den
beiden Schächten zu Bruch. Zwei Schachtauflieger und
ein Hauer wurden getötet, drei weitere Hauer schwer ver-
letzt.

Das Eisenbahnunglück bei Willmenrod. Der amtliche Bericht
über den bereits kurz gemeldeten Zusammenstoß lautet: Montag
früh 6 Uhr fand auf dem Bahnhof Willmenrod ein Zusammenstoß
zwischen den beiden Personenzügen 3982 und 3981 statt. Die
Kreuzung der beiden Züge soll planmäßig in Willmenrod erfolgen,
war aber wegen Verspätung nach Willmenrod verlegt. Sieben
Personen sind tödlich verunglückt, 18 verletzt,
teils schwer. Hilfszüge waren von Limburg und Koblenz mit
Ärzten und Hilfspersonal bald zur Stelle, um Tote und Verwun-
dete zu bergen. Die Strecke Willmenrod-Limburg war infolge
des Unfalles 10 Stunden gesperrt. Der Verkehr wurde durch Um-
steigen aufrecht erhalten. Die Schuld trifft nach dem bisherigen
Ergebnis der Untersuchung den Lokomotivführer des nach Lim-
burg fahrenden Zuges 3982, der von Willmenrod abgefahren war,
trotz des ihm schriftlich ausgehändigten Befehls, die Kreuzung mit
dem Gegenzug abzuwarten.

Im Kampf um die Freiheit Bei Mährisch-Osttau wurde am
Sonnabend der Raubmörder Wresky, auf den seit mehreren Tagen
Jagd gemacht wurde, verhaftet. Er wurde nach Mährisch-Osttau
eingeliefert. W. hatte den Notar Jonak in Neuteichau er-
mordet und beraubt. Auf seiner Flucht wurde er von zwei
Polizisten verfolgt, die er niederschlug. Einen Gen-
darmen, der die Verfolgung gleichfalls aufnahm, tötete er
durch einen Revolverstoß nieder. Am nächsten Tage wurde er
von einer Militärpatrouille ermittelt. Der Verbrecher, der sich
plötzlich verunwundet stellte, ließ den Oberleutnant herankommen
und verletzte ihn sodann durch einen Schuß in das Bein schwer.
Der Gefangene starb an der erlittenen Verletzung.

Amerikanische Ausfuhrverbote. Um die notwendigen Vor-
räte sicherzustellen, gab der Verwaltungsrat der Vereinigten
Staaten eine lange Liste von Waren bekannt, deren Ausfuhr voll-
ständig verboten ist, sofern der Versand nicht unmittelbaren
Kriegszwecken dient. Die Liste führt auf: Weizen, Mehl, Zucker,
Butter, Baumwolle, Eisen, Stahl aller Art, viele Chemikalien
und einige andere Artikel. Eingefügt wird in der Bekannt-
machung, daß begrenzte Mengen der erwähnten Artikel in gewissen
anderen Fällen ausgeführt werden können, wenn es ohne Nachteil
für die Vereinigten Staaten geschehen kann oder wenn sie für
notwendige medizinische oder pharmazeutische Zwecke erfolgt.

Die anrüchliche Scheidemann-Strasse. Einen köstlichen, wenn
auch unfreiwilligen Fastnachtsstreich hat sich ein alldeutscher Mann
im heftigsten Städtchen Hersfeld geleistet. In Hersfeld ist seit
dem 14. Jahrhundert eine alte Patrizierfamilie namens Schei-
demann ansässig, aus deren Mitte einer namens Ludwig
Scheidemann es sogar vor grauen Zeiten zum Bürgermeister von
Hersfeld gebracht hat. Die Verdienste dieses jähigen tüchtigen
Mannes sind zwar in der großen Öffentlichkeit nicht bekannt ge-
worden, aber in seiner Heimatstadt hat man sie gewürdigt und
deshalb geehrt, daß man eine Straße auf seinen Namen taufte.
Jahrhundertlang hat es in Hersfeld eine Scheidemann-Strasse
gegeben, ohne daß jemand Anstoß daran genommen hätte. Da
kam der Weltkrieg und der Name Scheidemann, freilich nicht
Ludwig, sondern Philipp Scheidemann, wurde für alle Anhänger
des Friedens und der Verständigung ein Programm, für die all-
deutschen Länderverächler aber ein schlimmeres Vergernis als
der des leibhaftigen Gottscheibens. Und da es einige dieser letz-
teren Art auch in Hersfeld gab, so legte sich einer von ihnen auf
die Hosen und schrieb an sein Lokalblättchen ein „Eingeländt“, in
dem er darauf hinwies, daß die Scheidemann-Strasse bei den Orts-
fremden Gefahr löse (Hersfeld ist Kurort), „anrühlig zu
werden und Hersfelds Ruf nach außen hin zu
schädigen“. Zum Schluß fordert der biederbe Alldeutsche die
städtischen Behörden auf, die Scheidemann-Strasse in —
Hindenburg-Strasse umzutauften, was er als „sinnige Ge-
burtsstagsfeier“ betrachtet. Wir zweifeln nicht, daß die gräß-
liche Gefahr, die für Deutschland durch die Existenz einer Schei-
demann-Strasse besteht, auch die neugegründete Deutsche Natio-
nalspartei auf den Plan rufen wird. Die Ausrottung des
„anrüchlichen Straßennamens“ eröffnet ihr ein breites Feld zu
patriotischer Betätigung. Man könnte gleich noch weiter gehen
und Nachforschungen darüber anstellen, ob es nicht noch mehr
Straßen in Deutschland gibt, die an den Namen irgend eines Ab-
geordneten der Reichstagsmehrheit erinnern. Da gibt es z. B.
selbst in Berlin eine Müllerstraße. Müllers sitzen in den Re-
publikanischen Parteien sogar zwei oder drei. Sollte man die Müllerstraße
nicht daher in Lehmannstraße umbenennen, zu Ehren von Leh-
manns Erneuerung? Leid tut uns bei der ganzen Geschichte nur
der arme, unschuldige Ludwig Scheidemann, der auf diese
Weise um seinen Namen nur auf Hersfeld beschränkten Ruhm ge-
bracht wird. Doch im Grunde geschieht ihm recht. Der Mann ist
ja vor vielen Jahren zum ewigen Frieden eingegangen und
hat damit bewiesen, daß auch er ein Anhänger der verruchten
Scheidemannschen Friedensideen ist.

„Es tut mir leid, mein Herr Magister, daß ich Sie habe in-
kommodieren müssen,“ sprach der Rat in zwar höflicher, vor allem
aber doch geschäftsmäßiger Weise und ohne auch nur bei der Be-
grüßung den Ausdruck der — wir müssen sagen: Trauerheit zu
verlieren, der nicht nur seiner Miene, sondern auch seiner Stimme
ausgeprägt war. „Aber da mir die Untersuchung wider Ihren
Herrn Stieghorn übertragen ist und ich mich vor allem über die Er-
gebnisse des ersten, durch meine Flucht stilliciter Verfahrens zu
instruieren hatte, haben sich einige Punkte gefunden, über welche
ich notwendig Aufklärung erhalten muß — man scheint damals
merkwürdig leicht über Dinge hingegangen zu sein, welche in
meinem Sinne wenigstens, der ganzen unglücklichen Angelegen-
heit eine bessere Wendung hätten geben können und sonst und
Ihnen manche schwere Stunde erspart haben würden. Ich spreche
nicht allein von dem letzten Fall, der ihn in die Flucht jagte, son-
dern auch von jenem früheren Prozeß wider ihn und den Advoka-
ten Braun. Für den Augenblick müssen wir dies jedoch ruhen
lassen, denn wir bedürfen dazu jener Dokumente und anderen
Papiere, welche damals —“

„Das ist böß, Herr Rat, das ist sehr böß!“ fiel Siemann mit
einer Bewegung ein, als sei er auf das peinlichste überrascht.
„Diese Papiere und gerade das Hauptdokument, in welchem Herr
Horst seiner damaligen Gattin — jetzt meiner Frau — eine gewisse
Summe zu ihrem alleinigen Eigentum verschrieb — die existieren
seit dem Sonntag mittag nicht mehr. Sie sind mit allen übrigen,
das Vermögen meiner Frau betreffenden Papiere in meinem
Schreibtische verbrannt! Gott erbarme sich —“

Rat Große unterbrach Siemann mit unveränderter Troden-
heit.

„Das kann, wenn Herr Horst auf diese Angelegenheit zurück-
kommen möchte, für Sie sehr unangenehm werden,“ sagte er. „Da
ich aber danach mehr nur zu meiner eigenen Instruktion fragte,
so lassen wir dies und kommen zu einem anderen Punkt. Der
Steuermann Heldt war, wie ich erfahren, Ihr Münkel. Sie wer-
den mir daher die beste Auskunft über seinen Charakter und seine
Lebensweise geben können, Herr Magister?“

Siemann zuckte die Achseln. „Kann, Herr Rat!“ entgegnete
er. „Bis zu seiner Konfirmation und auch noch ein paar Jahre
weiter war er ein braver, wenn auch wilder Junge. Hernach kam
er mir mehr und mehr aus den Augen. Die letzten Gelegen-
heiten, wo er in betreff seines Erbes mit mir verkehrte, sind kaum
zu rechnen, und zwar um so weniger, da dergleichen, weil er selten
dabei war, meistens brieflich abgemacht wurde, sogar als seine
Majorität meine Verwaltung beendigte. Er scheint aber aller-
dings ein wilder, meisterloser Geselle geworden zu sein — unsere
Seelen werden das leider nur allzu leicht! Dafür spricht ja
selbst jener letzte unglückliche Halbkel mit meinem Stieghorn,
wo meines Wissens die meisten —“

jähleste, warst du ruhiger und gerechter. Nimm dich mehr zu-
sammen, Freund, und laß dich von deinem Zorn, oder wie du es
sonst heißen willst, nicht über alles Maß hinaus reifen. Es macht
einen allzu ungünstigen Eindruck, und es kommt mir beinahe so
vor, als wenn es dir schon um einen besseren zu tun sein dürfte.“

„Wie meinst du das?“ fragte der Pfarrer, den Kopf erhebend,
und auch jetzt wieder in empfindlichem Tone.

„Ich meine nur, daß es gerade für den Geistlichen richtiger ist,
mit Nachsicht und Geduld zu verfahren und zum Guten zu reden,
als nachsichtslos und unversöhnlich selbst da zu urteilen und zu
handeln, wo ihm — neuerdings wenigstens — gar keine Veran-
lassung zu solcher Strenge geboten wurde.“

„Ach, Herr Lind und Herr Bensheim scheinen schlimmer von mir
zu denken!“ sagte Siemann lakonisch.

Und da verlegte Kruse, dem alten Freunde mit auffälliger
Ernst in's Auge blidend: „gehet mich haben sie davon nichts ge-
täupert, Siemann. Aber frage einmal in deiner Gemeinde
nach —“

„Bei der nichtsnutzigen Bande?“ rief der Pfarrer, halb hohn-
voll, halb zornig dazwischen.

„Genug,“ endete Kruse kalt das Gespräch. „Ich will wünschen,
daß du aus der Stadt eine bessere und einsichtigeren Laune zurück-
bringst. Ich muß in die Wirklichkeit. Lasse anspannen, wenn es
dir Zeit scheint. Kutscher und Pferde sind bereit.“

Die Stirne des Pfarrers war, um ein altes Bild zu gebrauchen,
schwer und finster wie ein Gewitterhimmel, und sie erstreckte sich
auch nicht, als er bald nach der Unterredung durch den leuchtend
schönen Morgen hinfuhr. Im Gegenteil, als der Weg durch Koltz
führte, wurden die Falten noch tiefer — die letzten Worte des
Freundes erklangen eine gar zu empfindliche Bestätigung, denn die
Begegnenden verrieten in der Weise ihres Gruges alles eher, als
die Achtung und Liebe, welche gerade die Gemeindeglieder
sonst an ersten und natürlichsten dem unter und mit ihnen leben-
den Seeliger zu widmen pflegen. Und wenn der Wagen vor-
über war, blieben wohl ein paar stehen und schauten ihm mit
Blicken nach und wechselten Worte mit einander, über deren Be-
deutung der verstimmt Herr kaum in Zweifel sein konnte.

Erst als sie nach und näher zur Stadt kamen, wurde die Stirne
wieder freier und nahm das Gesicht mehr und mehr den gewöhn-
lichen Ausdruck der Ruhe und Bonhomie an, den auch wir gerade
in jenen schlimmen Stunden des Brandmorgens noch in demselben
sahen. Und so trat er in seinem Gasthofe ab und bestellte sich sein
Mittagessen, so fühlte er durch die Straßen und grünte und wech-
selte ein paar Worte mit einem begegnenden Bekannten, so ging
er ins Gerichtsgebäude und hatte auch hier wieder freundliche,
leicht überhastete Worte für die Richter und den Beamten — er schien
sie alle zu kennen — und so betrat er endlich das Gemach, wo der
Gott

Die Zeit steht still

Der erste Tag der Ferien. Aus der drängenden Hast des Berufes in das gartenumgürtete Haus, wo mir die Mutter wohnt. Ich strede mich behaglich, die Zeit steht still.

Heute mittag schlenderte ich durch die alt: Stadt, wo ich heranwuchs. Im strahlenden Sonnenschein ging ich über den Marktplatz zum altbekannten Uhrmacher, eine geringfügige Reparatur machen zu lassen. Eine blasse, fette Frau antwortete: „Es ist nicht möglich, mein Mann ist schon lange im Felde, der Gefährte auch.“ — Darf die Zeit nicht weitergehen? — „Es ist Krieg, mein Herr!“

Als ich heraustrat, fiel mein Blick auf die große, über der Haustür hängende Uhr, das sonst nimmer rastende Wahrzeichen des fleißigen Mannes. Auf sie warf ich einst engförmig den Blick, wenn ich morgens zu spät zur Schule eilte. Sie steht still, der Meister, der sie aufzog, ist weit fort, draußen in Flandern.

War es nicht gestern auch so, als du noch durch das nimmer rastende Berlin selbst ein Unruhiger, hastetest? Schauten dich da nicht, wo du auch gingest und wo du auch fuhrst, diese großen schwarzen Uhren mit den weißen, leichenblassen Zifferblättern an, sie stehen still, wie gebrochene Augen lang Verstorbenen sehen sie auf die eilenden Menschen herab.

Der Freund der Jugend steht mir vor Augen, mit ihm schwärmtst du, mit ihm strebst du. Er trat ins Leben hinaus, ward ein Vorkämpfer der Menschheit. Der Krieg kam. Als der erste einer eilte er hinaus, um mit der verhassten Waffe aus Stahl, statt mit dem Geist die Freiheit zu erringen. Im ersten Gefecht traf ihn die Kugel. Die Zeit, der er ein Führer sein wollte, stand für ihn still.

Die alte, lebenserfahrene Frau, die mir in mancher bange Not leise und sanft Klagen Rat gab, sie geht in tiefem Schwarz, gebückt, sie, die sonst so stolz einherging. Der einzige Sohn, dem sie ganz lebte, fiel. Das Leben hat keinen Inhalt mehr für sie. Ihr verjährt die Zeit.

Und du, liebe Freundin! Mit heissem Herzen gabst du gütig dein Bestes, Darbenden, Katiofen Hilfe zu bringen. Du sahst zu viel der Not, des Elends. Zu schwer trugst du. Nun harret du weitaufgeschrien des Friedens und der Heilung.

Drei Briefe kommen mir in den Sinn. Der eine vom Bruder aus der Front im Westen, dort wo schon lange der Kampf still steht. Er schreibt: „Immer dasselbe Bild. Stellungskrieg. Wir liegen in Schlaf und Schmutz, schlagen uns mit den Ratten um das bißchen Brot, hin und wieder ein vereinzelter Schuß, ein Tag wie der andere. Ich möchte in die Heimat, arbeiten für Frau und Kind. Wo bleibt die Zeit?“

Ein Kollege aus dem Lazarett: „Nun liege ich schon seit fast respekt hier, immer wieder bricht die alte Wunde auf, stößt Eiter und Knochen splitter aus, meine arbeitsreichen Hände möchten dir helfen, mit dir zusammen schaffen, wie lange noch? Mir geht die Zeit dahin.“

Der dritte von der Iniel Man: „Drei Jahre sehe ich als Gefangener nun schon hier in katastrophalem Mühsiggang, der Geist wird müde, die Muskeln erschlaffen. Jeden Abend schaue ich der Sonne nach, hoffend, daß sie morgen beim Aufgang die Botschaft der Befreiung brächte, doch immer vergebens, die Zeit fließt mir dahin.“

Da, durch die Stille der Nacht dringt zu mir aus der Ferne das Rauschen und Sämmern der Fabrik, die sonst nicht da war. Auf der Fahrt heute in die Heimat kam ich vorbei an den hohen, schlanken Türmen der Junkentation, an den mächtig sich wölbenden Bäumen, wo Kunst des Menschen den Stoff der Luft seinen Nutzen dienstbar macht. Heute Stätten kriegerischer Zerstörungslust, morgen vielleicht schon friedlicher Arbeit.

Auf den Feldern und Wiesen ernteten kräftige Frauen den Ertrag ihres Fleißes, auf den Straßen und Bahnen gingen Frauen, die ihren Mann verloren, ungemohnter Tätigkeit nach. Mit festgeschlossenen Lippen, dem Schweißal tropfend, arbeiten sie für ihre Kinder eine neue, glückliche Zeit herbeizuführen. Die Zeit steht nicht still, die Arbeit geht weiter ihren Gang, noch schneller, tatkräftiger als früher. Der Geist des Forschers sinnt, neue Möglichkeiten des Lebens der Zeit abzutrotzen, das Volk kämpft seinen Kampf um sein gutes Recht und glücklichere Zukunft weiter auch fern der blühigen: Wälder.

Die Zeit steht nicht still, sie wird den Frieden bringen. Die Meister werden zurückkehren und die Uhren wieder in Gang setzen.

Und fühlt dein pochendes Herz nicht auch unheimliches Drängen, mitzuwirken an der Erneuerung der Zeit, schnt sich dein Hirn nicht, neuen Gedanken nachzugehen und an neuen Formen mitzuarbeiten? Straffen sich nicht deine Arme, nach kurzem Urlaub Schritte wieder heranzutragen zum Bau der Zukunft? Und während sich Gedanken und Träume verflüchten, schlägt drohend die alte wohlbekannte Glocke von St. Marien die Wintermärtsstunde — vergangenheitsstauer, zukunftsstauer.

Auf dem Holzwege.

Die Verborgung Petersburjs mit Holz bezogenen großen Schornsteinen. Es werden wahre Holzpreise gezahlt. Und selbst für alles Geld ist nicht genügend Holz zu bekommen. Das wird in der folgenden Satire beleuchtet:

Der Holzhändler: Ah, Anatoli Fedorowitsch, guten Tag. Was ist denn bei Ihnen drinnen?

Anatoli: Kommt, Jesim Grigorjewitsch? Nun, natürlich mit Holz. Ich möchte mich mit dem Winter versorgen.

Holzhandler: Ausgezeichnet, dafür ist man ja Holzhändler. Was muß ich tun?

Anatoli: Ich habe schon, ich habe schon, ich habe schon, ob es im Winter Holz geben wird. Denn jetzt man da und — und — jetzt. (Reißt sich die Hände.)

Holzhandler: (lacht und reißt sich gleichfalls die Hände.)

Anatoli: Sie nehmen natürlich feinstes Holz?

Holzhandler: Ja, das ist das Beste.

Anatoli: Wissen Sie denn nicht, wie Dummböpfe kaufen anderes Holz. Das nimmige Holz, mein Lieber, hat eine glanzvolle, eine glanzvolle, ich sage Ihnen.

Holzhandler: Mit einem Wort: es macht warm. (Reißt sich die Hände.)

Anatoli: Ganz recht, Anatoli Fedorowitsch. (Gedanklich: War ich da etwas zu beharrlich?)

Holzhandler: Ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Sie denken an die Jagd. Sie haben kein Laquais, keine Kutscher, keine Pferde, keine Hunde. Das macht nichts. Benutzen Sie sich nicht. In Vertrauen, wir haben einen Kutschenwagen und eine Kutschknecht mit Herre! Meine Frau, mein Junge, ich selbst — wir haben uns ein Vergnügen daraus. Wenn es also das ist, was Sie meinen.

Anatoli: (lacht) Nein, das ist es nicht. Es ist nur das mit dem nimmigen Holz, das... das... das...

Holzhandler: Nun, was denn, Liebchen?

Anatoli: Das ist ein Holz, das ich Ihnen zeigen möchte. Sie haben doch nicht Ihren Kutschenwagen bis nach Moskau geschickt. Und auch das beste Pferd hat das nicht aus.

Holzhandler: Ja, warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Mein Gott, das ist ja eben nimmiges Holz.

Anatoli: (lacht) Sie sind ein dummes Vieh. Sie haben doch nicht Ihren Kutschenwagen bis nach Moskau geschickt. Und auch das beste Pferd hat das nicht aus.

Holzhandler: (lacht) Sie sind ein dummes Vieh. Sie haben doch nicht Ihren Kutschenwagen bis nach Moskau geschickt. Und auch das beste Pferd hat das nicht aus.

Anatoli: Es ist doch aber gut abgegangen?

Holzhandler: Selbstverständlich. Ich werde doch Ihnen nichts Schlechtes aufschwären. Es brennt wie Zucker... Nehmen Sie Kistromajches oder Pfומר? Ich würde Kistromajches vorziehen. Das gibt eine Glut (beide reiben sich die Hände), eine Glut, wie... wie... Gas.

Anatoli (lacht): Aber — Gas haben wir ja nicht. Holzhandler: Richtig. Aber — im Vertrauen — Kistromajches Holz habe ich auch nicht. Es ist wahrscheinlich irgendwo liegengeblieben.

Anatoli (seufzend): Daß bei uns in Russland immer das Gute irgendwo liegenbleibt! Aber Ihr Pfומר Holz, Jesim Grigorjewitsch, das... das ist doch... da??

Holzhandler (als höre er ihn nicht): Schlechte Ware! Schlechte Ware! Lassen Sie die Finger davon.

Anatoli (drängend): Aber... es... ist... doch... da???

Holzhandler (trauernd): Herr, wenn es da wäre, was brauchte ich da so viel mit Ihnen hin und her zu reden?

Anatoli: O Du... Du... Der Rest ist nicht gesellschaftsfähig.

Englischer Kriegshumor.

„Wie kommt es,“ fragte ein hagerer Engländer einen Iren, in dessen Regiment sich eine große Anzahl gut genährter Bauersöhne befand, „daß Ihr Viden immer so gutmütige Kerle seid?“ „Das hatte die Natur schon so eingerichtet,“ meinte der Ire, „denn wir können uns weder schlagen noch laufen, ohne die Puste zu verlieren.“

Zwei Tommys (Soldaten) stritten lebhaft darüber, ob noch immer mit einem Einfall der Deutschen in England zu rechnen sei. Der ältere war der Meinung, daß die Deutschen es nie und nimmer fertigbringen würden, in England zu landen. „Na, und wenn schon,“ erwiderte er sich, „da müßt ich mal sehen, wo sie ihren Kampf ausfechten wollten. Der Großbauer wird ihnen nicht seine Wieke dazu leihen, und der alte Scuire auf seinem Schlosse, das will ich wetten, gibt auch nicht seinen Park dazu her.“

Der Held mit den Verdienstmedaillen und Ehrenkreuzen auf der Brust sah das tabakfärbliche Zeichen an der Haustür und jing die Treppe hinauf zu der berühmten Hellscherin.

„Ich möchte meinem Freunde Jim ein Wort sagen.“ Sofort fiel das Medium in Trance. „Ich habe die Verbindung hergestellt.“ Klang nach einer Weile eine schwache Stimme, die direkt aus dem Jenseits zu kommen schien. „Er sagt mir, daß er schon eine Menge Freundschaften geschlossen hat. Er sei schon mit Cromwell, Shaftespeare, Königin Elizabeth, Henry Irving, Mark Twain, König Edward und noch einer Menge anderer bekannt geworden.“

„Donnerwetter!“ kam es in ehrlicher Bewunderung von den Lippen des Helden. „Der hat's immer so eilig gehabt. Wo er doch noch keine Stunde im Grabe liegt!“

Ein Urlauber humpelt mit seinen neu erworbenen Krücken durch einen Londoner Park.

„Na, Dir ist's auch nicht zum besten gegangen,“ meinte ein Invalid, den er unterwegs traf.

„Oh, mir hat's sehr gut gefallen,“ gab tiefbefriedigt der Tommy zurück.

„Du scheinst doch aber einen ordentlichen Knuff abbekommen zu haben?“

„Ach, das ist das wenigste,“ versicherte gut gelaunt der Verwundete. „Aber hurra, das war die erste Keilerei, für die ich nicht ins Gefängnis brauchte.“

Kapitän und Steuermann an Bord der „Breith Boll“ lagen sich ewig in den Haaren. Jeder war nur immer darauf bedacht, dem andern etwas Schlechtes anzuhängen und ihn anzuschmähen, wo er nur konnte. Die Wut des Steuermanns gegen den Kapitän steig auf ihren Gipfel, als er eines Tages folgende Eintragung im Schiffsbuch in der Handschrift des Kapitäns fand:

2. Juli 1917. — Steuermann betrunken.

Aber auch der Kapitän hatte tags darauf seine Freude. Denn darunter stand in den wichtigen Zügen des Steuermanns:

3. Juli 1917. — Kapitän nüchtern.

Pat hatte an einem sehr gefährlichen Abgrund irgendwo in Frankreich Wache zu stehen, als der die Posten revidierende Offizier vorüberkam und fragte: „Nun, worauf haben Sie hier zu achten?“

Pat schnarrte seinen Befehl herunter. „Auf und ab zu gehen, aufzupassen, daß sich niemand der Stelle nähert und alle ungewöhnlichen Vorgänge zu melden.“

Der Leutnant: „Sehr schön. Was würden Sie denn zum Beispiel für jolch einen ungewöhnlichen Vorgang halten?“

Pat: „Reiß ich nicht, Herr Leutnant.“

„Aber, Sie werden mir doch sagen können, was nicht alle Tage vorkommt.“

Pat: „Reiß ich nicht, Herr Leutnant.“

„Na aber, hören Sie mal. Nehmen wir an, ein Mann fällt hier in den Abgrund. Ist das ein ungewöhnlicher Vorgang?“

Pat: „Reiß ich nicht, Herr Leutnant.“

„Richtig? Sie kommen wohl nicht so bald aus der Ruhe. Was nennen Sie denn dann ungewöhnlich?“

Pat: „Reiß ich nicht, Herr Leutnant.“

Mein: „Was muß der Better Dick bloß für ein tapferer Mensch sein, daß er sich gestellt hat.“

Dann: „Nun nun, er ist doch nicht der einzige.“

Abgelöst!

Endlich liegt die Hölle hinter uns; so mancher Kamerad magte zurückgelassen werden. Wir atmeten auf, als sich der Zug in Bewegung setzte und uns aus dem Bereich der weittragenden erschütternden Kanonen entzweite.

In einem größeren Orte feigen wir aus und beziehen unsere Quartiere. Unsere Jagdtruppe sind zu Kasernen umgewandelt und besten Platz für ganze Kompagnien. Ach, wie das wohl tut, sich wieder mal weichen können, Kacke wegschaufeln und dann in Hemdarmeln in der Sonne liegen zu können, nicht mehr die Nerven anspannen müssen und auf die heulenden Gesichter warten.

Die harten, gespannten Gesichter werden langsam wieder weich, man kann bald wieder mit Hammer „Schafstopp“ spielen. Man lebt ja noch, und das ist ja schon.

Dann kommt die Nacht und jeder kriecht auf sein Lager, einzeln beginnt irgendem Soldatenlied, das ja immer von „braven Soldaten“ und „jungen Mädchen“ handelt, bis auch ihnen die Augen geschlossen.

Doch dann hört einer plötzlich im Traum aus, milde Schritte machen seine nächsten Kameraden räumen, sie beruhigen ihn und bald fällt er wieder in den nimmigen Schlaf. Noch wird der Soldat besprochen, da plötzlich schon wieder einer, der ganz Jüngling, auf, gekleidet, wie in heiserer Angst: „Ritter, Ritter!“

(Morgens. Völlst.)

Kleine Randbemerkungen.

Probates Mittel. Wir sahen beisammen und sprachen von Friedensmöglichkeiten. Allerhand Pläne tauchten auf, ziemlich wüst und wir gingen durcheinander. Eine resolute Frau mit lustigen Augen machte dem Hin- und Herreden ein Ende: „Das taugt alles nichts, ist viel zu kompliziert! Aber ich weiß ein unfehlbares Mittel: in allen kriegsführenden Staaten werden auf dem Lande und in der Stadt, also in Paris und London ebenso wie in Wien und Frankfurt sämtliche Privatlebensmittel beschlagnahmt, unbarmherzig und ausnahmslos. Die chronischen Magenarterie werden abgepackt und die Nierenaffektionen müssen arztärztlich befristet sein. Dann kommt die Zwangseinheitsküche für jedermann, mit der Verpflichtung, das Essen an Ort und Stelle zu verzehren. Wenn das sechs Wochen in ganz Europa gedauert hat: wollen wir wetten, daß dann Friedensverhandlungen beginnen?“ Sie blickte aufmunternd im Kreis umher. Aber niemand wollte die Wette halten.

Die beneidenswerte Mutter. Eine Bekannte hat ihre Tochter verloren und wir gehen hin, ihr unsere Teilnahme zu bekunden. War es auch noch ein junges Leben, das der Tod hier zerstört hat, so hatte jahrelange Krankheit doch alle Kraft und Lebensfreude genommen und man kann der Mutter mit gutem Gewissen den Trost geben: sie ist erlöst, gönne ihr den Frieden. Still klagend sitzt die Frau da und erzählt von der letzten Lebenszeit der Verstorbenen, wie sehr sie sich noch über ein paar Rosen gefreut und über das Plätzchen Kollernwasser, das ihr die Mutter gebracht. „Gott hat es so gewollt,“ trösten die Frauen, „und sie ist einen leichten Tod gestorben.“ Aber eine schwarzgekleidete Alte mit scharfem Gesicht sagt hart und bitter: „Ich beneid' dich, Theres! Wie frisch und frisch ist nicht mein Bub gewesen! Den hat der Tod nicht erlöst. Er war so hungrig nach dem Leben. Und nicht einmal gesehen hab' ich ihn mehr, ich hab' ihm kein Glas Wasser bringen können, wie er im Fieber gelegen ist, und keine Weinsuppe lachen, die ihm so geschmeckt hat. Bevor mich das Telegramm erreicht hat, war er schon lange kalt. Hat das auch der liebe Gott gewollt?“ Wir jenseits alle den Kopf und die trauernde Mutter fährt der Aufgeregten still über den Kopf und die zitternden Hände. Zwei Jahre ist es her, daß jener Sohn gefallen ist. Zwei Jahre. Und an jedem Tage hat die Mutter wiederholt, was sie nun ausgesprochen. Aber da gibt es Menschen, die vom Segen zu sprechen wagen, den ein Krieg bringt, von befreiendem Gewitter und kräftigendem Stahlbad.

Kleines Feuilleton

Von der Obstproduktion.

Wir besaßen in Deutschland im Jahre 1913 etwa 74 Millionen Apfelbäume, etwa 31 Millionen Birnbäume, 21,4 Millionen Kirschenbäume und 64,5 Millionen Pflaumen und Zwetschenbäume. Gegenüber der Zählung von 1900 war bei den Apfelbäumen eine Zunahme von über 22 Millionen Stück und bei den Birnbäumen eine Zunahme von 5,5 Millionen Stück festzustellen, wogegen der Anbau von Pflaumen- und Zwetschenbäumen einen Rückgang von über 5 Millionen Stück aufwies und auch bei den Kirschenbäumen eine kleine Abnahme zu beobachten war.

Man rechnet für den Apfelbaum einen Höchstbetrag von 350 bis 400 Kilogramm, für den Birnbaum einen solchen von 300 bis 700 Kilogramm, den Kirschenbaum 200 bis 250 Kilogramm und den Pflaumenbaum etwa 300 Liter, allerdings ist die Tragbarkeit dieses Baumes nahezu doppelt so groß, nämlich 75 Jahre, gegenüber der des Pflaumenbaumes, der nur ein Höchstalter von 40 Jahren erreicht.

Hauptausfuhrland für Pflaumen ist Bosnien. Dort stellte sich die durchschnittliche Zwetschenproduktion im Jahr 1882 bis 1886 auf 590 000 Doppelzentner, und in den beiden folgenden Jahrzehnten auf 1 Million bzw. 1,2 Millionen Doppelzentner, so daß sich beim Vergleich zwischen dem letzten und ersten Jahrzehnt ein Mehrerzeugnis von 34 Prozent ergibt. Im Jahre 1898 hatte die Ernte die bis dahin noch nicht verzeichnete Höhe von 2,2 Millionen Doppelzentnern erreicht.

Ebenso bedeutend wie die bosnische Pflaumenzucht ist die Zucht der Pflaume in Serbien. Als Hauptplätze der serbischen Pflaumenzucht gelten die Kreise Kolkowo, Cacaf, Podrinie, Kragujevatich, Moravo und Rudnik. In den letzten Jahren schwankte der Ertrag an Pflaumenfrüchten in Bosnien und Serbien von 4900 Tonnen (1909) bis 85 000 Tonnen (1908).

Ermöglicht seien noch die Schwankungen in dem Ertrag der französischen Pflaumenzucht von 3500 Tonnen (1910) und 40 000 Tonnen (1908) und der kalifornischen Pflaumenzucht mit 25 000 Tonnen (1908) und 88 000 Tonnen (1906).

Jemandem aufs Dach steigen.

Die meisten sprichwörtlichen Redewendungen beruhen auf Sitten und Gebräuchen unserer Vorfahren, sind also kulturgeschichtliche Denkmäler. So auch die oft gebrauchte Drohung, welche die Spitzmaße dieser Betrachtung bildet. Die Deutschen, die in gemeinsamen Marken und Siebelungen anständig waren, hielten äußerst strenge auf Ehre und gute Sitte. Der Mann als Haupt der Familie sollte auch Autorität und ungeschmälertes Ansehen genießen und sich seiner Stellung würdig zeigen. Hartnäckigkeit stand in Mißachtung, und wer gar sich von seinem Weibe unwürdig behandeln, wer sich schlagen ließ, ohne ein solches Weib gebührend gestraft und von sich gewiesen zu haben, gegen den wandte sich die allgemeine Erbitterung, weil man eine solche Memme nicht im Rabe der Gemeinde dulden wollte. Zu gewissen Zeiten, wenn der Winter überuber war und die Dorfgerichte anhuben, verständigte man sich zur Abhaltung eines Strafgerichts, das darin bestand, daß man dem Schuldigen auf das Dach stieg und es abdeckte, wohl auch einen Teil des Dachstuhls zerstörte. Dies alte Recht bestand noch lange nach dem Ausgange des Mittelalters. Grimm's „Rechtsaltertümer“ enthalten als Beispiel die Bestrebungen des Blankenburger Stadtrats vom Jahre 1594, die also lauteten: „St ein Mann so weiblich, daß er sich von seinem eigenen Weibe raufen, schlagen und schelten läßt, und solches nicht eifert und klaget, der soll des Rats beide Stadträte mit wollen Gemach kleiden, oder, da er's nicht vermag, mit Gefängnis gestraft und ihm hierüber (außerdem) das Dach auf seinem Hauje abgehoben werden.“ — In Fulda soll diese Strafe noch im Jahre 1768 und 1769 vollzogen worden sein.

Heiteres

Musikdirektor Professor X leitet ein Konzert. Als Schlußstück wird Mendelssohns „Comma nachstrum“ gespielt. Beim hochgeistlichen nimmt Professor X das Tempo ungewöhnlich schnell. Ich sage zu meinem Nachbar, einem Feldgrasen: „Welch volantes Tempo“, worauf dieser erwidert: „Scheint 'ne Kettestrandung zu sein!“

Spezialausflug. In einer den Säulern gegebenen Gedächtnisarbeit über die Verfassung des Deutschen Reiches las ich folgendes: Mit den Einnahmen aus den Verbrauchssteuern bestreitet das Deutsche Reich die Unterhaltung seiner vielen Soldaten!